Christian Ludwig Liscow in seiner litterarischen Laufbahn

Berthold Litzmann

CHRISTIAN LUDWIG LISCOW

IN

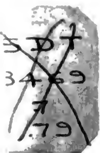
SEINER LITTERARISCHEN LAUFBAHN

VON

BERTHOLD LITZMANN.

Habilitationsschrift.

HAMBURG UND LEIPZIG,
VERLAG VON LEOPOLD VOSS.
1883.



Den Freunden:

Ernst Gerlach in Kiel.

Ernst Delbrück in Berlin.

Inhalt:

Seite.

Vorbemerkung VII

I. Litterarische Anfänge. Manzels Recht der Natur; C. H. Langes Pietismus 1

II. Sivers und Philippi 36

III. Journalistische Thätigkeit bis zum Jahre 1739 106

IV. Das Verhältnis zu Gottsched.

Die Vorrede zum Longin. Journalistische Thätigkeit an den Dresdnischen Nachrichten 122

Anhang:

I. Zum Streite mit Sivers 145

II. Briefe von Joachim Friedrich Liscow an Gottsched 148

III. Christian Ludwig Liscow an Gottsched 155

Vorbemerkung.

Trotzdem nahezu vierzig Jahre seit dem Erscheinen der vortrefflichen Monographien von K. G. Helbig,[1] G. C. F. Lisch[2] und J. Classen[3] verstrichen, glaube ich nicht, dass man der nachstehenden Schrift mit Recht den Einwand wird entgegen halten können, dafs die Akten über Liscow bereits geschlossen seien.

Mir will vielmehr scheinen, als ob die Gefahr einer falschen Beurteilung von Liscows litterarischer Bedeutung heute mindestens ebenso nahe liegt, wie vor fünfzig bis sechzig Jahren. Nur mit dem Unterschiede, dafs wir uns heute vor einer Überschätzung des Mannes in acht zu nehmen haben, welcher damals kaum der Beachtung wert gehalten wurde.

Ich hoffe, dafs es mir gelungen ist, diese Klippe glücklich zu umschiffen, jedenfalls war mein Hauptbestreben darauf gerichtet. Ich hoffe aber auch nicht, wie Danzel[4] s. Z., dadurch in das andere Extrem einer ungerechten Aburteilung verfallen zu sein.

---

[1] *Christian Ludwig Liscow. Ein Beitrag zur Literatur- und Kulturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Nach Liscows Papieren im K. Sächs. Haupt-Staats-Archive und andern Mittheilungen.* Dresden und Leipzig 1844.

[2] *Christian Ludwig Liscows Leben nach den Acten des grossherzoglich-meklenburgischen Geheimen und Haupt-Archivs und andern Originalquellen.* Schwerin 1845. (S. A. aus den *Jahrbüchern des Vereins für meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde.)*

[3] *Ueber Christian Ludwig Liscows Leben und Schriften.* Eine Gelegenheitsschrift. Lübeck 1846. 4°.

[4] *Gottsched und seine Zeit.* Leipzig 1855. S. 232 ff.

Bekanntlich hat DANZEL gegen das Wort von GERVINUS: LISCOW sei im gewissen Sinne ein Vorgänger LESSINGS, Protest erhoben: „Lieber Gott! wenn LESSING nichts gewesen wäre, als ein Nachfolger LISCOWS!"

Das heifst die Sache verdrehen. Ein Vorläufer LESSINGS ist LISCOW zweifellos gewesen, ebenso wie GOTTSCHED.

Beide haben LESSING vorgearbeitet, beide haben gewisse Hindernisse ihm aus dem Wege geschafft, für die Aufnahme gewisser Ideen den Boden empfänglich gemacht.

Wie ein gewaltiger Orkan, der die Luft reinigt und morsche Stämme zersplittert, ist LESSING durch die deutsche Litteratur gefahren; und wie ein Wirbelwind, der mit dem Staub der Heerstrafse, welken Blättern und anderen Nichtigkeiten sein Spiel treibt, geht LISCOW vor ihm auf.

Gerade eine Äufserung DANZELS über LESSING, welche er bei Gelegenheit der *„Literaturbriefe"* thut, läfst die unleugbare Verwandtschaft LISCOWS mit einer Seite LESSINGS wunderbar klar hervortreten:[1] „Man hat es LESSINGen verdacht," schreibt D., „dafs er sich in den Literaturbriefen bisweilen mit so ganz elenden Scribenten abgegeben, und sogar den schlechten Übersetzern das Exercitium corrigirt habe ..... Aber es kam nun einmal damals noch erst darauf an, solche Dinge aus der Literatur hinaus zu verweisen in das Gebiet der Privatstylübungen ....." u. s. w.

Was waren denn LISCOWS Scharmützel mit SIVERS, PHILIPPI, MANZEL und Genossen anders als das Vorspiel hierzu?[2]

Auf der andern Seite aber dürfen wir auch nicht verkennen, dafs schon früh LISCOW stark überschätzt worden ist.

Fast noch bei Lebzeiten verschollen und von der grofsen Menge vergessen, war es sein Schicksal hin und wieder von littera-

---

[1] DANZEL und GUHRAUER. *Gotthold Ephraim Lessing.* 2. Aufl. 1880. I. S. 384.

[2] Nach LESSINGs ersten Ausfall gegen LANGE schreibt UZ (21. März 1754): „LESSING .. hat dem Vernehmen nach, bereits eine äufserst beifsende Verantwortung in Taschenformat und zu einem Vademecum für Herrn Pastor LANGEn drucken lassen. LANGE verliert ohnfehlbar; und seine Übersetzung ist auch so elend, dafs sie einen neuen LISCOW gar wohl verdienet hat." (*Briefe von Johann Peter Uz an einen Freund aus den Jahren 1753—82.* Herausgegeben von AUGUST HENNEBERGER. Leipzig 1866. S. 31.)

rischen Feinschmeckern entdeckt zu werden, welche dann in gerechtem Erstaunen, daſs ein so anziehender Schriftsteller nicht mehr bekannt sei, leicht den Mund etwas voll nahmen.[1]

Liscow ist keine epochemachende Erscheinung, dazu fehlt ihm vor allem die Initiative. Er bedarf stets eines Anstoſses von auſsen, er läſst die Dinge an sich herankommen; es ist ihm bequem, sich als Werkzeug gebrauchen zu lassen. Eigentlicher Ehrgeiz ist ihm, wie Swift, mit dem er so oft verglichen wird, fremd. Damit Hand in Hand geht eine merkwürdige Scheu sich an groſse, seines Talentes würdige Aufgaben zu wagen. Geistern höhern Ranges geht er förmlich aus dem Wege; nicht aus Furcht, sondern aus Bequemlichkeit. Leute wie Dippel, J. J. Lange, werden nur gelegentlich erwähnt. Auf Philippi wird die ganze Schale des Zornes ausgegossen, und der Kanzler von Ludewig geht leer aus. Sivers wird mit Keulen totgeschlagen, Männer wie Weidner in Rostock, v. Seelen und Carpzov in Lübeck werden nur leise gestreift. Auch mit Gottsched würde er sicher nicht angebunden haben, wenn in Dresden nicht König einen so starken Einfluſs auf ihn ausgeübt hätte.

Indem er scheinbar ganz selbständig seinen Weg geht, dient er in Wirklichkeit, ohne sich dessen bewuſst zu sein, den Absichten gewisser Koterien. Der gleichzeitigen schönwissenschaftlichen Litteratur steht er anfangs, seinen Schriften nach zu urteilen, völlig teilnahmlos gegenüber.

Einer Anregung von auſsen nachgebend, tritt er für kurze Zeit in den Vordergrund des litterarischen Interesses, und scheint die Führerrolle gegen Gottsched übernehmen zu wollen. Allein kaum hört mit Königs Tode die fortwährende Anstachelung auf, so legt Liscow die Feder aus der Hand.

---

[1] J. v. Müller an Gleim 27. Mai 1781. „Ich habe Liscow angefangen; kein deutscher war je launiger, er ist Original. Man sollte die Namen Sievers, Philippi etc. mit englischen tauschen und Liscow als aus dem Englischen übersetzt herausgeben; Deutschland würde ihn mit Entzücken lesen u. s. w."

Derselbe an denselben 2. August 1781. „Mich labet immer noch Liscow, oder vielmehr er erschüttert mein Zwerchfell. Einen witzigern Mann habe ich nie unter einer Nation gefunden, als diesen, den die seinige vergiſst." *Briefe deutscher Gelehrten* III. S. 208. 243.

Vgl. auch (Sander) *Papiere des Kleeblatts oder Ecksteiniana, Brandiana und Andresiana.* Meldorf und Leipzig 1787. S. 203ff. (J. J. Stolz?) *Liscows Lob der schlechten Schriftsteller von einem gebeugten schlechten Schriftsteller seinen Mitbrüdern aus wahrem Wohlwollen und aufrichtiger Freundschaft zu Gemüthe geführt.* Hannover 1794.

Einige Rezensionen aus der letzten Zeit verraten Verständnis für Poesie, das jedoch mehr durch gründliches Studium der alten und neuen Litteraturen erworben, als ihm angeboren zu sein scheint.

Er selbst ist auch kein Satiren-Dichter, sondern nur satirischer Pamphletist. Nur selten macht er den Versuch, wie im „*Ritter Clifton*“ und dem „*Glaubwürdigen Bericht*“ eine Art von Fabel frei zu erfinden; er begnügt sich meist damit, die aus den moralischen Wochenschriften geläufige Form eines fingierten Briefes zu verwenden; Bedürfnis nach weiterer poetischer Ausschmückung scheint für ihn nicht vorhanden. Seine Sprache ist stellenweise nicht ohne Schwung, aber arm an Bildern. Ihr Hauptreiz beruht in der witzigen Dialektik. Auf Wahl der Worte und Gefälligkeit des Satzbaus wird sehr viel Sorgfalt verwandt. Die einzeln gedruckten Satiren werden für die Ausgabe von 1739 einer Neu-Redaktion unterworfen, und Satz für Satz von stilistischen Härten, Archaismen und dergl. gesäubert.[1]

Keiner seiner Zeitgenossen kann sich in der Vollendung des Prosastiles mit ihm messen; seine Sprache ist auch heute noch nicht veraltet.

Den litterarischen Entwickelungsgang dieses Mannes zu verfolgen und darzustellen, war der Zweck der nachstehenden Abhandlung. Es lag mir dabei vor allem daran, so viel wie möglich Wiederholung von bereits Bekanntem zu vermeiden, wie auch alles das beiseite zu lassen, was — wie z. B. seine diplomatische Thätigkeit — mit LISCOWS Beziehungen zur Litteratur nichts zu thun hat.

Aufser dem in den eingangs erwähnten Monographien enthaltenen, resp. bereits früher bekannten Material, haben mir als Quellen zur Verfügung gestanden:

1. Der GOTTSCHEDsche Briefwechsel, im Besitz der Universitätsbibliothek in Leipzig, jene unerschöpfliche und unentbehrliche Fund-

[1] Das Nähere hierüber, besonders über das Verhältnis der beiden Ausgaben von 1739 und der Einzeldrucke zu einander, welche einen interessanten Einblick gewähren in die Art, wie sich LISCOW allmählich seinen Stil herausbildete, werde ich demnächst an andrer Stelle mitteilen.

grube für jeden, welcher die litterarischen Zustände Deutschlands in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts kennen lernen will. Ich fühle mich verpflichtet, an dieser Stelle dem Herrn Geh. Hofrat Prof. Dr. KREHL, als Oberbibliothekar des genannten Instituts, für die selten liebenswürdige und urbane Art, in welcher er mir jene Manuskripte zugänglich zu machen gewufst, den allerherzlichsten Dank auszusprechen.

2. LAPPENBERGS Sammlung der Briefe von und an F. v. HAGEDORN. Diese von L. für den Druck vorbereitete Sammlung[1] befindet sich im Besitz von L.s Sohn, Herrn Landgerichtsdirektor Dr. ALFRED LAPPENBERG in Hamburg; auch diesem für die Freundlichkeit und Bereitwilligkeit, mit der er mir die Manuskripte zur freien Benutzung und Verwertung überlassen hat, hier nochmals öffentlich den wärmsten Dank aussprechen zu können, ist mir eine besondere Freude.[2]

3. Eine kleine Sammlung von Briefen F. v. HAGEDORNS an Dr. M. A. WILCKENS, die sich auf der Stadtbibliothek zu Hamburg befindet.

4. *„Neue Irene“*. Eine Monatsschrift. Herausgegeben von G. A. v. HALEM. 1806. Oldenburg, in der SCHULZEschen Buchhandlung. Dort sind unter dem Titel: *„Etwas über Liscow*; vom Canzl. Rath GRAMBERG“ im Aprilheft (S. 241—293) und im Juniheft (S. 109—146) eine Reihe von äufserst interessanten Briefen LISCOWS und der Brüder HAGEDORN abgedruckt, welche weder LISCH noch HELBIG gekannt haben. Den Nachweis dieser wertvollen Quelle danke ich der Freundlichkeit des Herrn Professor JOHANNES CLASSEN in Hamburg.[4]

---

[1] Vgl. *Hamburg. Schriftstellerlexikon.* III. S. 63, No. 43 u. IV. S. 368, No. 59.

[2] Ich hoffe noch im Laufe des nächsten Jahres den wertvollen Inhalt dieser Sammlung im Zusammenhange veröffentlichen zu können. Im Interesse der Vollständigkeit ist dazu die Ausbeutung der zu Wolfenbüttel befindlichen *„Hagedornbriefe“* notwendig, welche mir zugänglich zu machen leider bisher nicht hat glücken wollen.

[3] Vgl. *Hamburg. Schrifstellerlexikon.* VIII. S. 36: No. 4676 und III. S. 63, No. 40. e.

[4] Für die vorliegende Arbeit sind jedoch daraus nur diejenigen Briefe wieder abgedruckt, welche für LISCOWs litterarische Wirksamkeit von Bedeutung sind. Die „Veröffentlichung“ der übrigen behalte ich mir für die oben Anm. 2 erwähnte Ausgabe der *„Hagedornbriefe“* vor.

Von schwerer zugänglichem, bisher nicht benutztem Material sind ferner noch die betreffenden Jahrgänge des *„Hamburgischen Correspondenten“* — mir zugänglich gemacht durch die hilfsbereite Gefälligkeit des damaligen Direktors der Hamburger Stadtbibliothek Herrn Dr. ISLER; — sowie der *„Hamburgischen gelehrten Berichte“* und der *„Niedersächsischen Nachrichten“*, welche beide die hiesige Universitätsbibliothek besitzt, zu nennen.

Endlich danke ich der Güte des Herrn Oberbibliothekar Dr. FÖRSTEMANN zu Dresden die Möglichkeit der Verwertung der *„Dresdnischen Nachrichten“* von 1743, sowie eines eigenhändigen Manuskripts von PHILIPPI.

Von den Einzeldrucken der LISCOWschen Satiren haben mir alle bis auf zwei vorgelegen. Sie wurden mir, abgesehen von denen, welche ich selbst besitze, zugänglich gemacht durch die Königliche Bibliothek zu Berlin, die Königliche Bibliothek zu Dresden und durch die Stadtbibliotheken zu Lübeck, Hamburg und Zürich.

Allen bereits genannten Bibliotheksverwaltungen, sowie aufserdem noch besonders den Herren Geh. Ob.-Regierungsrat Prof. Dr. LEPSIUS in Berlin, Prof. Dr. HIRZEL in Bern, Dr. CURTIUS in Lübeck, vor allem jedoch sämtlichen Herren Beamten der Hamburger Stadtbibliothek und der hiesigen Universitätsbibliothek spreche ich für die mir im Verlaufe der Arbeit mit Rat und Tat gewährte Unterstüzung den allerverbindlichsten Dank aus.

Zur Orientierung sei noch bemerkt, dafs bei den Citaten aus der *„Sammlung satyrischer und ernsthafter Schriften“*, die erste Ziffer allemal auf den korrektesten (letzten) Druck, welchen GOEDEKE S. 570 unter N. 1 aufführt, die zweite Ziffer auf den ebenda unter N. 2 verzeichneten (ersten) Druck hinweist.

Für eine Anzahl Druckfehler und orthographische Inkonsequenzen, welche leider bei der durch Umstände gebotenen starken Beschleunigung des Druckes nicht ganz zu vermeiden waren, mufs die Nachsicht des Lesers in Anspruch genommen werden.

Kiel, im September 1883.

Berthold Litzmann.

I. Litterarische Anfänge.

Manzels Recht der Natur; C. H. Langes Pietismus.

Über LISCOWS Jugendjahre ist bekanntlich ein gewisses Dunkel von jeher verbreitet gewesen, und ist es auch heute noch trotz LISCHS und HELBIGS Mitteilungen. Erst etwa vom Jahre 1730 an, wo LISCOWS schriftstellerische Thätigkeit beginnt, läfst sich seine Laufbahn mit einiger Sicherheit verfolgen.

Auch die nachstehenden Mitteilungen werden über die Schul- und Universitätsjahre wirklich neues Licht kaum verbreiten, da das einzige Mittel hierfür, die Benutzung bisher unbekannten brieflichen Materials, für diese Zeit nicht zu Gebote gestanden hat. Immerhin aber wird einiges von dem Folgenden doch dazu dienen, manche bisher nur versuchsweise schüchtern angesponnene Kombinationen zu Ende zu führen, durch Beibringung neuer Thatsachen zu stützen, und dadurch stellenweise das Dunkel etwas aufzuhellen.

Von den Schuljahren LISCOWS ist gar nichts bekannt. Nicht einmal, wo er die Schule besucht, steht fest. Eine unverbürgte Tradition versetzt ihn schon für diese Zeit nach Lübeck.[1] Allein so wahrscheinlich dies an und für sich ist, ebenso leicht kann eine Verwechselung mit dem jüngeren Bruder JOACHIM FRIEDRICH vor-

[1] LISCH (S. 23 und 24) und CLASSEN (S. 5) nennen als Gewährsmann für diese Nachricht DREYER und weisen bei der Gelegenheit auf die ganz besondere Zuverläfsigkeit der DREYERschen Mitteilungen hin. Allein einerseits haben DREYERS Notizen über LISCOW, wie sich noch später herausstellen wird, keineswegs den historischen Wert, welchen man ihnen bisher beizulegen geneigt war, anderseits findet sich eine Nachricht über LISCOWS Schulzeit überhaupt gar nicht bei DREYER! Vielmehr ist, soweit ich sehe, der erste, welcher Lübeck als Ort, wo LISCOW die Schule besucht haben solle, (ohne die Quelle zu nennen), erwähnt, SCHMIDT VON LÜBECK in *Schleswig.-Holst.-Prov. Ber.* 1821. Heft 5 S. 3 (vgl. auch desselben *Historische Studien*. Altona 1827. S. 135).

liegen, welcher erwiesenermafsen dort zu Beginn der zwanziger Jahre die Prima besuchte.

Auch für die folgenden Universitätsjahre liegen zunächst nur zwei Zahlen vor.

Das (aus Eschenbachs *Annalen der Universität Rostock*, 1790) bereits bekannte Datum seiner Immatrikulation in Rostock, der 27. Juni 1718, und das (bisher nicht bekannte) seiner Inskription zu Jena, der 3. Mai 1721.[1]

Über den Inhalt dieses so begrenzten Zeitraumes und darüber hinaus bis zum Jahre 1726 geben einige Fingerzeige die Familientradition, ein aus jenen Tagen erhaltenes Kollegienheft und die hieraus sowie aus Liscows späteren Schriften gefolgerten Vermutungen und Schlüsse.

Die Familientradition[2] weifs zu berichten, er habe das anfängliche Studium der Theologie, infolge eines bei der Feier des Reformationsfestes in Rostock erregten Ärgernisses, mit dem der Jurisprudenz vertaufcht. Liscow habe damals bei einer Disputation den Tetzel machen sollen, und vermöge der ihm eigenen scharfen Dialektik, ganz wider die Abrede, dem Gegner Luther so zugesetzt, auch den eingreifenden Präses so wenig geschont, dafs dieser die Disputation aufgehoben und die akademische Behörde den zur Unzeit siegbegierigen Disputanten zur Strafe relegiert habe. Diese Mafsregel sei denn auch die unmittelbare Veranlassung zum Wechsel des Studiums gewesen.

Trotz dem sofort in die Augen fallenden Anachronismus — zur fraglichen Zeit, 1717, studierte L. noch gar nicht — entbehrt die

---

[1] „Christian Ludwig Liscow Witteburg." Jenenser Matrikel. Der von Helbig mit Rücksicht auf das bei Liscows Dresdener Papieren gefundene „Heft von Thomasius de jure decori" ausgesprochenen Vermutung, Liscow habe auch zeitweise in Halle studiert, ist wol nicht beizutreten, da sich Liscows Name in der Hallenser Matrikel nicht findet.

[2] Briefliche Mitteilung von Liscows Grofsneffen Pastor Coch in Altrahlstedt an den Kieler Professor Kordes vom 21. Jan. 1815. Im Auszuge abgedruckt im *Staatsbürgerlichen Magazin für Schleswig-Holstein-Lauenburg*, 1823, S. 247 f., freilich in der Weise, dafs es nicht ganz klar wird, ob der Vorgang in Rostock mit dem Wechsel des Studiums in direkten ursächlichen Zusammenhang gebracht werden soll, wie dies Lisch S. 25 thut. Doch beabsichtigt oder nicht, man wird gut thun, sich der Lischschen Auffassung anzuschliefsen, da es kaum denkbar, dafs Liscow nach jener Disputationsscene und der darauf erfolgten Relegation je darauf rechnen konnte, eine Anstellung als Geistlicher zu erhalten.

Anekdote keineswegs einer gewissen innern Wahrscheinlichkeit in der Hauptsache, so entstellt einige Nebenumstände durch die von Mund zu Mund fortgepflanzte Überlieferung auch sein mögen. Dies gilt sowohl für den Vorgang selbst wie für seine angeblichen Folgen.

Zunächst wird mit Bezug auf den Anlafs der Disputation wahrscheinlich eine Verwechselung mit dem 1720 gefeierten Jubiläum der Rostocker Universität vorliegen. Möglicherweise aber haben wir es auch nur mit einer der damals so gewöhnlichen Disputationen zu thun, in denen ja bekanntlich die seltsamsten Dinge behauptet und verteidigt wurden, und die Überlieferung schlofs dann aus dem Gegenstand des Streites, derselbe habe aus Anlafs der Reformationsfeier stattgefunden.

Dafs aber eine ähnliche Scene sich zwischen Liscow und einem andern Studenten in einem Rostocker Auditorium abgespielt habe, dafür spricht nicht zum wenigsten, dafs der ganze Vorgang schon denselben Geist kampffroher Dialektik, der das Streiten an sich, ohne Rücksicht auf den Gegenstand Freude macht, wiederspiegelt, der uns in Liscows späteren Schriften so bis zur Schroffheit ausgeprägt entgegentritt.

Dafs er eine gründliche Verachtung gegen derartige akademische Spiegelfechtereien, bei welchen der Ausgang vorher bestimmt sei, im Herzen hegte, dafür finden wir in seinen Schriften einen schlagenden Beleg in der 1739 geschriebenen „neuen Vorrede“ zu den *Anmerkungen* über Manzels *„Abrifs eines neuen Rechtes der Natur.“* Manzel, meint er, habe in seinen (Liscows) Einwürfen vielleicht nicht „die Demuht und Lehrbegierde“ gefunden, „die er an den sittsamen Jünglingen gewohnt war, die gedungen sind, sich von ihm überwinden zu lassen, und welche er gemeiniglich, spatzierend, mit einem majestätischen Lächeln zu Boden zu schlagen pfleget. Vielleicht hatte ich ihm Dinge vorgesaget, die schwerer zu beantworten waren, als die Dubiola, welche drey oder vier arme Sünder, welche er ordentlicher Weise mit vieler Behutsamkeit aus dem kleinen Häuflein seiner Schüler zu Opponenten aussuchet, mit Furcht und Zittern von ihrem Zettel abgelesen hatten.“

Aber auch, dafs Liscow anfangs Theologe gewesen und erst später sich anderen Studien zugewandt, ist zum mindesten sehr wahrscheinlich. Seine Schriften beweisen einen nicht gewöhnlichen Grad theologischer Bildung; er zeigt eine grofse Vertrautheit mit den subtilsten dogmatischen Fragen und bewegt sich in der theologischen Terminologie mit der Sicherheit eines Fachmannes.

Die beiden ersten Schriften, durch welche er sich in die Litteratur einführt, sind ausschliefslich theologischen resp. religionsphilosophischen Inhalts. Das ist doch wohl kein Zufall. Aber mehr als das. Gerade die eine dieser Schriften beweist nicht nur, dafs ihr Verfasser eine gründliche theologische Bildung genossen haben mufs, sie beweist aufserdem, dafs derselbe völlig mit dieser Vergangenheit abgeschlossen hat; sie zeigt ihn als einen Menschen, der verbittert durch die kleinliche Hadersucht und gehässige Ketzermacherei der Mehrzahl seiner zeitgenössischen Amtsgenossen direkt ins feindliche Lager übergeht und mit den Waffen schärfster theologischer Dialektik nicht nur gegen die engherzige Fassung der Dogmen zu Felde zieht, sondern die Grundlage des Dogmas selbst in Frage stellt. Liscow ist einer von denen, welchen die Theologie die Religion verleidet. „Auf den Akademien“, schreibt er einmal, „unterwies man die, welche sich dem Dienste der Kirche widmeten, in keiner anderen Wissenschaft als in der Kunst, mit den Ketzern um die Wahrheit zu fechten.“ Und das galt in dieser Zeit gerade für die Universität, auf welcher Liscow seine erste Bildung erhielt.

Auf diesen Punkt wird unten noch weiter einzugehen sein; hier handelt es sich nur darum, die Glaubwürdigkeit der Tradition von seinem anfänglichen theologischen Studium durch einige innere Gründe zu stützen.

Wahrscheinlich ist wohl, dafs mit dem Wechsel der Universität auch der Wechsel des Studiums zusammenfiel.

Über die Dauer seines Jenenser Aufenthaltes wissen wir nichts, über seine dortigen Erlebnisse ebenso wenig. Das einzige Zeugnis aus jenen Tagen ist das erwähnte Collegienheft *„über Geisterlehre,“* es stammt aus dem Jahre 1722. Nach Helbig (S. 2) dem einzigen,

der dies früheste von Liscows Hand erhaltene Dokument gesehen, verrät sich der kritische Geist des Nachschreibenden schon in zahlreich hinzugefügten Randglossen, in welchen er sich jedoch der ihm später so geläufigen Form der Ironie noch nicht bedient! Wir werden gleich sehen, dafs Liscow in der That diese durch ihn in die deutsche Litteratur wieder neu eingeführte Kampfweise fremdem Beispiel, einer Anregung von aufsen verdankt.

Auf den Gang seiner Studien wirft übrigens dieses Heft wenig Licht; nicht einmal die Persönlichkeit des Dozenten ist annähernd sicher zu bestimmen, da der Gegenstand an sich füglich von Lehrern aller Fakultäten behandelt werden konnte.

Nun hat sich allerdings unter Liscows Papieren noch ein zweites Heft gefunden, das ein gröfseres Interesse zu erwecken im stande wäre, da es einer Vorlesung Thomasius seine Entstehung verdankt. Allein ist es schon zweifelhaft, ob dasselbe überhaupt von Liscows Hand herrührt[1], so ist es im günstigsten Falle die Abschrift der Aufzeichnung eines dritten, denn Liscow hat nicht in Halle studiert, also Thomasius nicht gehört.

Aber trotzdem ist die Beschäftigung mit Thomasius und thomasianischen Ideen, welche doch aus dem Vorhandensein dieses Heftes unter Liscows Papieren zu schliefsen, immerhin für die Kenntnis von Liscows innerer Entwickelung ein beachtenswertes Moment. Man würde freilich auch ohne das annehmen dürfen, dafs Liscow mit Thomasius sich früh vertraut gemacht, so wenig sich auch spezifisch thomasianische Reminiszenzen, die auf eine Abhängigkeit würden schliefsen lassen, in seinen Schriften finden. Liscow mufste auf Thomasius geführt werden, durch seine natürliche innere Verwandschaft mit demselben; eine Verwandschaft, die besonders in die Augen fällt, wenn man die

---

[1] So erklärt sich vielleicht die scheinbare Widersinnigkeit in Helbigs Äufserung (S. 1), das Heft „*Über die Geisterlehre*“ „beweise“, dafs Liscow in Jena, und jenes Thomasianische „berechtige zu der Vermuthung“, dafs er in Halle studiert habe. Ob aber mit Classen (S. 7) deshalb auch das Jenenser Heft nur als Kopie von fremder Hand zu betrachten, scheint mir nach Helbigs Angaben darüber nicht zweifelhaft. Ohne Frage ist letzteres Liscowsches Original.

Stellungnahme beider zum Pietismus prüft; Liscow kommt auf demselben Wege zu denselben Resultaten wie Thomasius, nicht etwa unter dem Einflufs des ältern Zeitgenossen, sondern ganz selbständig aus sich heraus die Bahn verfolgend, auf welche ihn seine eigene Natur drängte.

Mit diesen wenigen schwachen Anhaltspunkten ist nahezu alles erschöpft, was wir über Liscows äufsere Lage und innern Entwickelungsgang bis zum Jahre 1726 wissen.

Wer seine Lehrer gewesen, ob er zu irgend einem derselben in einem näheren Verhältnis gestanden, darüber schwebt ein eben solches Dunkel, wie über seinen Beziehungen zu Alters- und Studiengenossen. Aus der Zahl derer, mit welchen er in späterer Zeit in mehr oder minder reger Verbindung gestanden, wüfste ich nur einen zu nennen, der nachweislich zugleich mit Liscow in Jena sich aufhielt, und mit welchem er daher möglicherweise schon damals Verkehr gepflogen. Das ist Carl Heinrich Lange, aus Juliusburg in Schlesien, der seit 1720 in Jena theologischen und philologischen Studien oblag.

Seiner wird näher zu gedenken sein bei Gelegenheit von Liscows Schrift „*Über die Unnöthigkeit der guten Werke zur Seligkeit.*"

Der Aufenthalt der beiden Brüder Hagedorn in Jena fällt in spätere Jahre (1726 und 1732). Auch die Gründung der „Teutschen Gesellschaft" unter Stolles Auspizien erfolgte erst geraume Zeit nach Liscows Weggange, 1730. Dafs er dann allerdings einige Jahre darauf — gegen seinen Willen — Mitglied dieser Vereinigung wurde, und wie sich sein Verhältnis zu derselben gestaltete, wird an anderer Stelle noch zu erwähnen sein.

In das Jahr 1726 hat Liscow selbst den Beginn seiner litterarischen Thätigkeit gesetzt. Nach der Vorrede zum ersten Druck seiner „*Anmerkungen in Form eines Briefes*"[1]) soll diese Schrift,

---

[1] *„Anmerkungen in Form eines Briefes über den Abrifs eines neuen Rechts der Natur, welchen der (S. T.) Herr Prof. Manzel zu Rostock in einer kleinen Schrift, die den Titel führet: Primae Lineae Juris Naturae vere talis secundum sanae rationis principia ductae. der Welt mit-*

welche erst 1735 erschien, schon neun Jahre vorher zu Papier gebracht worden sein und zwar „auf Veranlassung eines gelehrten mecklenburgischen Cavaliers“.

Diese Angabe ist aber keineswegs über allen Zweifel erhaben; ja, L. hat selbst später in der „neuen Vorrede“, mit welcher er die Abhandlung für die Sammlung seiner Schriften einleitete, sich in Widerspruch mit jener ersten Äufserung verwickelt. Da berichtet er nämlich, 1726 habe er allerdings den „Entschlufs gefafst“, die eben erschienene Schrift des Rostocker Professors Manzel, „*Primae lineae juris naturalis vere talis*“ zu widerlegen, „aber“, setzt er hinzu, „es blieb dabei.“ Drei Jahre später sei ihm dagegen die Manzelsche Abhandlung wieder in die Hände gefallen, er habe sie noch eben so widerlegungsbedürftig gefunden wie vordem, und jetzt, also 1729, „Anmerkungen darüber gemacht, denen ich die Form eines Briefes gab.“ Von dem „mecklenburgischen Cavalier“ ist nicht mehr die Rede. Trotzdem nun Liscows Schrift thatsächlich, in Übereinstimmung mit jener ersten Angabe, Schwerin den 30. Nov. 1726 datiert und E. v. W. unterzeichnet ist, so wird eine unbefangene Prüfung der Verhältnisse ergeben, dafs L.s erste Angabe nicht der Wahrheit entsprechen kann. Liscow, der Sitte der Zeit gemäfs, liebte es bekanntlich, als Schriftsteller sich hinter allen möglichen Masken zu verbergen; er hat dies Verfahren vor allem in seinen ersten Schriften gegen Sivers beobachtet. Dasselbe Versteckspiel sehen wir ihn hier bei seinem Erstlingswerk treiben, ohne dafs er anfangs die Absicht hat, dasselbe durch den Druck bekannt zu machen. Die Form eines Briefes ist ihm bequem und die Fiktion eines mecklenburgischen Kavaliers als intellektuellen Urhebers belustigt ihn in ähnlicher Weise, wie er in der demnächst zu erwähnenden Abhandlung, für die er ebenfalls die Briefform wählt, sich in das Gewand eines orthodoxen lutherischen Pastoren hüllt.

Alle diese Verkleidungen hat er — bis auf die bis zuletzt festgehaltene Anonymität — in der Vorrede zu der

---

getheilet hat. Kiel, 1735.“ Die Manzelsche Schrift selbst ist angehängt. Mit einer „neuen Vorrede“ wieder abgedruckt in der „*Sammlung Satyrischer und Ernsthafter Schriften.*“ Frankfurt und Leipzig 1739. S. 523 ff. resp. S. 575 ff.

Sammlung seiner Schriften, 1739, fallen lassen, wo er über die Genesis jeder einzelnen sich mit grofser Offenheit und Gründlichkeit verbreitet. Es liegt daher gar kein Grund vor, die Angaben, welche er über die Entstehung auch dieser Abhandlung in der „neuen Vorrede“ macht, in Zweifel zu ziehen; wonach der Plan allerdings schon im Jahre 1726 entstanden, jedoch erst 1729 zur Ausführung gekommen. Befremden könnte bei dieser Sachlage nur, dafs die fertige Schrift sechs Jahre auf den Druck habe warten müssen. Manche haben daher auch mit dem angegriffenen Manzel (*Hamburgische Berichte* 1735 v. 21. Juni) die ganze Erzählung von der frühen Entstehung der „*Anmerkungen*“ für erfunden gehalten, um den Gegner zu narren, und das Druckjahr für das der Entstehung genommen. Dann würde diese Schrift nicht nur nicht die älteste, sondern geradezu die jüngste (von den beiden Vorreden abgesehen) aller in die Sammlung aufgenommenen Abhandlungen sein.

Allein es wäre dies nicht das einzige Beispiel dafür, dafs L. druckfertige Manuskripte im Schreibpulte jahrelang zurückbehalten. Beweis: die Abhandlung „*Über die Unnöthigkeit der guten Werke zur Seligkeit*“, welche bekanntlich erst 1803 ans Tageslicht kam. Dann aber ist doch die Erklärung L.s, dafs er bei Gelegenheit einer im Frühjahr 1735 über einen andern Gegenstand mit Manzel entstandenen litterarischen Fehde sich seines alten Manuskripts erinnert und um den gar zu anmafsend sich gebahrenden Gegner etwas zu züchtigen, dasselbe nun doch noch zum Druck befördert habe, viel wahrscheinlicher, als dafs L. sich daran gemacht haben sollte, im Jahre 1735 eine 1726 erschienene, lang vergessene kleine Abhandlung seines Gegners so eingehend und ausführlich zu widerlegen. Manzel war zudem ein Vielschreiber, so dafs, da der Gehalt seiner Schriften zu deren Menge in umgekehrten Verhältnis stand, Liscow, wenn er seinem Gegner zu Leibe wollte, unter dessen Erzeugnissen nicht so weit hätte zurückzugreifen brauchen.

Allein noch andere gewichtige Gründe sprechen für die frühe Entstehungszeit der Schrift: der Stoff, den sie behandelt, und die Form, in welche Liscow seine Gedanken eingekleidet hat.

Zunächst die Form anlangend, so unterscheiden sich darin die *„Anmerkungen“* wesentlich von allen übrigen in die Sammlung seiner Schriften aufgenommenen Abhandlungen; sie sind nicht satirisch, nicht wird in ihnen, wie in den anderen, der Gegner parodiert, sondern direkt angegriffen, direkt widerlegt. L. nennt sie daher in der Vorrede zur Gesamtausgabe (S. 48 resp. 65) eine „ernsthafte Schrift“ und die Rücksicht darauf war es auch offenbar, welche ihn 1739 veranlaſste, für die Ausgabe seiner Schriften den Titel *„Sammlung Satyrischer und Ernsthafter Schriften“* zu wählen.

Der Schluſs liegt also nahe. daſs wir es hier in der That mit einem Erstlingswerk zu thun haben, gerade weil es die von dem Autor später als sein Eigenstes herausgebildete Form noch nicht zeigt. Freilich auch die beiden für die *„Sammlung“* geschriebenen Vorreden, ebenso die Vorrede zur zweiten Auflage des *Longin* 1742, also dem letzten gröſseren uns von Liscow erhaltenen Schriftstück, kennen die ironisch parodierende Form nicht, halten sie jedenfalls nicht so konsequent fest, wie die aus den Jahren 1730—34 stammenden *„Satyren“*. Man könnte also einwenden, die Sache verhalte sich gerade umgekehrt: L. habe mit der ironisch parodierenden Form begonnen, und habe als „ernsthafter“ Schriftsteller seine Laufbahn beschlossen. Dies in Verbindung mit der Jahreszahl des Druckes der *„Anmerkungen“* scheint beim ersten Blick nicht ungeeignet, alle bisher für die frühe Entstehungszeit vorgebrachten Argumente über den Haufen zu werfen. Aber dagegen fällt ins Gewicht, daſs eine genaue Prüfung der kleinen Schrift das Resultat ergibt, daſs je näher der Verfasser dem Ende kommt, desto mehr seine Behandlungsweise des Stoffes der ähnlich wird, welche in den Aufsätzen gegen Sivers und Philippi die herrschende ist. Man bekommt den Eindruck eines Anfängers, der, ohne sich selbst darüber klar zu sein, im Schreiben erst diejenige Form für die Wiedergabe seiner Gedanken findet, welche seiner Individualität am meisten entspricht.

Im Eingang ist es ihm ersichtlich durchaus um eine rein sach-

liche Widerlegung zu thun, im weiteren Verlaufe aber häufen sich die ironischen Wendungen, unverhohlen tritt die Neigung zu Tage, der Sache eine lächerliche Seite abzugewinnen und vor allem die Person des Gegners in einem komischen Lichte erscheinen zu lassen. Die 1735 für den ersten Druck geschriebene kurze „Vorrede des Herausgebers“ ist dagegen von Anfang bis zu Ende ironisch gehalten.

Mag dem nun aber auch sein, wie ihm wolle, nicht allein die Form, auch der in der Schrift behandelte Stoff spricht, wie erwähnt, für die frühe Abfassungszeit derselben.

Es handelt sich um ein rechtsphilosophisches Problem, bei dessen Erörterung theologisch-dogmatische Fragen mehr als einmal gestreift werden. Nun wissen wir aber aus der 1730 geschriebenen Abhandlung „*Von der Unnöthigkeit der guten Werke*“, dafs um diese Zeit gerade in Liscow ein gewaltiger religiöser Gärungsprozefs zur Entscheidung drängte, der denn auch in der erwähnten Schrift, wie es scheint endgültig, zum Austrag dadurch kam, dafs L. mit seiner ganzen religiösen Vergangenheit brach. Einem aufmerksamen Leser wird es aber nicht entgehen können, dafs die ganze Schrift gegen Manzel weiter nichts ist, als das erste Symptom dieser Gärung. Noch wird der Kampf zwischen Vernunft und Glauben auf rein philosophischem Boden ausgefochten, noch wird mit peinlicher Sorgfalt der Offenbarung eine Sonderstellung, im Sinne Bayles freigehalten, ein neutrales Gebiet, das nicht betreten werden darf, aber schon kann man es zwischen den Zeilen lesen, dafs die Verletzung dieser Neutralität nur noch eine Frage der Zeit ist, dafs über kurz oder lang der Streit sich nicht mehr darum drehen wird, ob gewisse dogmatische Begriffe auch vernunftmäfsig zu begründen sind, oder sich lediglich auf die Offenbarung, an der nicht gerüttelt werden darf, stützen, sondern sich dahin zuspitzen mufs, dafs sowohl die Offenbarung wie das auf ihr beruhende Dogma selbst Gegenstand dieser zersetzenden Kritik werden. Ich werde darauf noch bei Gelegenheit jener zweiten Schrift zurückkommen. Hier möchte ich nur im voraus darauf hingewiesen haben, dafs beide Schriften in einem

inneren Zusammenhange in der Weise stehen, dafs die philosophische die theologische vorbereitet, wie denn in der ersteren die Stellung des Verfassers zu der orthodoxen Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben schon, allerdings sehr vorsichtig, angedeutet wird.

Zunächst ein paar Worte über die äufsere Veranlassung und die Person seines ersten Gegners.

Ernst Johann Friedrich Manzel, Professor in Rostock (seit 1721 für Moral, seit 1730 in der juristischen Fakultät für das Fach der Institutionen) war gleich Liscow geborener Mecklenburger und auch nur wenig älter als dieser (geb. 1699). Gleich Liscow hatte er in Rostock studiert und zwar auch anfangs Theologie, die er dann mit der Jurisprudenz vertauschte. Dieser Wechsel vollzog sich im selben Jahre, wo Liscow die Universität Rostock bezog, und da Manzel aufserdem noch in Wittenberg studierte und schon 1721 promoviert wurde, so ist es zweifelhaft, ob beide Gelegenheit gehabt, einander persönlich kennen zu lernen. In den „*Anmerkungen*" (S. 683. 763) behauptet Liscow, es sei nicht der Fall gewesen; was freilich nichts beweist, da dem Verfasser daran lag, unerkannt zu bleiben. Manzel ist trotz aller seiner Schwächen, welche ja in den von Liscow widerlegten „*Primae lineae juris naturalis vere talis*" wie in der später ebenfalls von Liscow (in den *Niedersächsischen Nachrichten* 1735 22stes Stück vom 17. März; wieder abgedruckt in der *Sammlung* S. 786ff. resp. 873ff.) scharf mitgenommenen „*Dissertatio de jurisprudentia salutis civium aeternae rationem habente.* Rostockii 1735" so offen zu Tage treten, und trotzdem, dafs ihm Liscow später[1] unter den elenden Skribenten den Platz neben Sivers, Philippi und Rodigast anweist, von Gottsched und Reinbeck abgesehen, zweifellos der würdigste Gegner Liscows, und man thut ihm Unrecht, wenn man ihn als ein Pendant zu Philippi betrachtet. Freilich ist damit noch nicht allzu viel gesagt. Aber immerhin war Manzel eine Persönlichkeit, welche in ihrem allerdings beschränkten

---

[1] Die auf Manzel bezüglichen Stellen finden sich in den Einzeldrucken der Satire „*Von der Vortrefflichkeit etc. der elenden Scribenten*" von 1734 und 1736 noch nicht, sie sind erst bei der letzten Redaktion für die „*Sammlung*" eingeschoben.

Wirkungskreis ein Ansehen und einen Einflufs besafs, um dessentwillen es sich wol verlohnte, mit ihr anzubinden und zu prüfen, ob der Ruf sich auf wirkliche Verdienste stütze.

Das Resultat war für Liscow in der Hauptsache ein negatives, und die Nachwelt hat keine Veranlassung, dieses Ergebnis wesentlich zu modifizieren. Manzel erscheint als ein trockener Pedant, vollgestopft mit mancherlei Wissen, das er nur zur Hälfte verdaut hat, dem vor allen Dingen seine theologische Vergangenheit fortwährend Streiche spielt, und ihn nie zu einer klaren philosophischen Beweisführung gelangen läfst. In seinem Versuch, den Stand der Unschuld aus der Vernunft zu beweisen, nimmt er alle Augenblicke seine Zuflucht zur Autorität der Offenbarung oder „fafst", wie Liscow ihm vorwirft, die „Hörner des Altars", und in der vorhin erwähnten *Dissertatio de jurisprudentia* etc. vom Jahre 1735, welche mittelbar die Veranlassung zur Veröffentlichung von Liscows *„Anmerkungen"* wurde,[1] setzt er sich gar die Aufgabe, zu beweisen, die Jurisprudenz habe die ewige Seligkeit zum Endzweck.

Was nun Liscows *„Anmerkungen"* selbst betrifft, so ist zunächst ein Umstand, der bei der Lektüre sofort in die Augen springt, vielleicht geeignet, in das Dunkel, in welches für die zweite Hälfte der zwanziger Jahre Liscows äufsere Lebensverhältnisse gehüllt sind, einiges Licht fallen zu lassen.

Die Schrift zeugt von einem gründlichen Studium der französischen Litteratur, vor allem der Werke Bayles und Montaignes; ja, die Anregung hat wahrscheinlich geradezu die Lektüre des ersterwähnten gegeben. Nimmt man nun hinzu, dafs aus den modernen Litteraturen fast ausschliefslich nur die französische Belletristik in den Citaten berücksichtigt wird, so ist man sehr geneigt, mit Classen (S. 7.) der „unbestimmten Familientradition" Glauben beizumessen, welche Liscow in diesen Jahren einen jungen Edelmann auf Reisen begleiten läfst, und vor allem einen längeren Aufenthalt in Frankreich anzunehmen.

---

[1] *Sammlung* S. 525 f. resp. 578 f.

Ob auch in England, scheint mir dagegen nicht so wahrscheinlich. Überhaupt ist der Einflufs der englischen Litteratur auf Liscow überschätzt worden, man nennt vor allem Locke und Swift als seine Vorbilder.

Nun, wenn irgendwo, so mufste gerade in den „*Anmerkungen*“ die Einwirkung Lockes sich geltend machen, allein in der ganzen Schrift findet sich keine einzige scheinbare Anlehnung an Lockesche Ideen, welche sich nicht bei näherer Betrachtung eben so gut als mehr oder minder selbständige Spekulation, angeregt durch die Lektüre Bayles, deuten liefse.

Es ist doch wohl auch kein Zufall, dafs Liscow, der gleich Montaigne, so viel und so gern citiert, in allen seinen Abhandlungen nur einmal[1] Swift und dessen *Tale of a Tub* erwähnt, und dafs Lockes Name in keiner seiner Schriften je vorkommt.

So wenig dies Argument auch sonst, wenn es sich um irgend einen andern handelte, ins Gewicht fallen dürfte, so beachtenswert ist es bei einem Manne wie Liscow, dessen Citierfreudigkeit schon den Zeitgenossen über das Mafs des Erlaubten zu gehen schien. Wir werden noch später auf die Sache zurückkommen bei der Frage, wie stellt sich Liscows Satire zu der Swifts.

Ehe ich auf den Inhalt der „*Anmerkungen*“ eingehe, möchte ich noch einen Augenblick bei der Form verweilen, welche L. seinem Erstlingswerk gegeben. Bekanntlich ist einer der Hauptfehler des Liscowschen Stiles, den man besonders auch an der meist genannten (aber mit Unrecht als sein bestes Stück betrachteten) seiner spätern Satiren „*Von der Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten*“ gerügt hat, eine ungebührliche Breite und Weitschweifigkeit in der Entwickelung.

Die „*Anmerkungen*“ lassen zwar hier und da auch an Knappheit zu wünschen übrig, es finden sich manche Wiederholungen, die man gern entbehrte, aber im grofsen und ganzen macht sich in ihnen die Neigung Liscows zur Weitschweifigkeit in einem für ein

---

[1] *Sammlung* S. 192. 209.

Erstlingswerk geradezu auffallend geringen Grade bemerklich. Trotzdem die Schrift eine der umfangreichsten aus Liscows Feder, ist sie im grofsen und ganzen präziser gefafst, bringt sie weniger nebensächliches als manche der kürzeren Schriften aus den folgenden Jahren. Die Erklärung für diese eigentümliche Erscheinung liegt in dem behandelten Stoffe. Je höhere Aufgaben sich Liscow stellte, desto mehr wuchsen ihm die Kräfte; wie am besten seine zweite Schrift „*Von der Unnöthigkeit der guten Werke,*“ beweist, welche durch keine seiner späteren, welche seinen Ruhm begründeten, an Lebendigkeit der Darstellung, Schärfe der Begriffsentwickelung, Geschlossenheit der Komposition, Witz und Laune übertroffen worden ist.

Äufserst glücklich ist die Wahl des Mottos, (ohne ein solches hat er selten eine Schrift veröffentlicht) das seinen Standpunkt und den des Gegners aufs schärfste präzisiert.: Cicero de natura deorem III: Mihi . . . . unum satis erat ita nobis majores nostros tradidisse. Sed tu auctoritates omnes contemnis, ratione pugnas. Patere igitur rationem meam cum tua ratione contendere.“

Manzel hat den Versuch gemacht mit Vernunftgründen etwas zu beweisen, was lediglich Sache des Glaubens aus der Offenbarung ist. Für die Konstruktion seines neuen Naturrechts, welches er aus den Verhältnissen der Menschheit vor dem Sündenfall, also im Stande der Unschuld, herleitet, fühlt er sich bewogen das einstige Vorhandensein eines solchen Standes der Unschuld philosophisch zu beweisen.

Liscow weist ihm nun Punkt für Punkt das Verfehlte dieses Versuches nach, vor allem, dafs Manzel, trotzdem er sich den Anschein philosophischer Methode giebt, alle Augenblicke seine scheinbaren Vernunftgründe durch Berufung auf die Offenbarung zu stützen versucht, oder wie er sich einmal einmal mit einer vorzüglich gewählten Metapher ausdrückt „unter die Canonen der Kirche retirirt.“ Damit wird der Offenbarung selbst keineswegs zu nahe getreten. Liscow verwahrt sich am Eingang wie am Schlufs auf das nachdrücklichste gegen den Verdacht, dafs, weil er

die Möglichkeit der Begründung des Standes der Unschuld aus der Vernunft leugne, er das Vorhandensein eines solchen selbst in Abrede stelle. „Ich weifs wohl, was man den Schriften Mosis für Ehrerbietung schuldig ist.“ Es handele sich für ihn nur um den Beweis, dafs das ganze Verfahren seines Gegners auf eine nichtige Fiktion sich stütze: „Wir sind beide orthodox, ob wir gleich etwas sagen, das mit den Meinungen unserer Gottesgelehrten streitet.“

Allein grade dies ist eine Fiktion Liscows, thatsächlich ist der Geist der Schrift so schroff antiorthodox wie nur möglich. Wie Bayle mag er die Absicht haben, in den Fällen, wo die Vernunft mit der Offenbarung in offenbarem Widerspruch steht, erstere unter den Glauben zu beugen („Lorsque la raison dit une chose et la révélation une autre, nous devons fermer l'oreille à la voix de la raison.“ Bayle, *Continuation des pensées diverses* § 56); er scheitert wie jener bei der Ausführung.

So bleibt er nicht dabei stehen, die Unmöglichkeit der vernunftmäfsigen Begründung des Zustandes der Unschuld, wie ihn die Offenbarung lehrt, nachzuweisen, sondern er geht weiter, er seinerseits konstruiert einen Zustand der Unschuld, der der Offenbarung widerspricht. Die Tugend und Unschuld gewisser wilder Völker, sowie der Kinder, meint er, gründet sich auf ihre glückselige Unwissenheit: so kann man auch die Unschuld der ersten Menschen aus eben diesem Grunde herleiten!

Wenn er dann ausführt, dafs die ersten Menschen ihre Enthaltsamkeit lediglich ihrer „Dummheit“ verdanken, dafs sie „sich vieler Fehler und Laster, die wir begehen, nicht wegen ihrer grofsen Heiligkeit, sondern weil sie dieselbe nicht zu begehen wufsten, enthielten“, wenn er ohne jede Einschränkung den Satz aufstellt: „der Mensch ist von der Zeit seiner Schöpfung immer ein Mensch, das ist ein närrisches Thier gewesen,“ so nimmt sich das Kompliment, das schliefslich „den Schriften Mosis“ gemacht wird, fast wie Ironie aus.

Ich will nicht unterlassen gleich hier einige Bemerkungen Liscows über sein Erstlingswerk, aus dem Jahre 1741 einzuschalten,

sie sind interessant genug, und, so viel ich sehe, bisher wie alles, was in der "*Neuen Irene*" steht, von keinem der Biographen benutzt worden.

Die „*Anmerkungen*" sind die einzige Schrift Liscows, die meines Wissens je eine ernsthafte Gegenschrift hervorgerufen hat; und zwar geschah dies auch nicht gleich nach der Veröffentlichung 1735, sondern nachdem auch die „*Sammlung*" schon zwei Jahre erschienen war, in welcher ja die „*Anmerkungen*" durch den in der „neuen Vorrede" gegen Reinbeck gerichteten Angriff erneutes Interesse geweckt hatten. Die kleine Schrift, als deren Verfasser der 1772 zu Harburg als General-Superintendent gestorbene, 1740 im Alter von 27 Jahren stehende David Otto Wahrendorff galt,[1] führte den Titel: *Die Übereinstimmung vernünftiger und geoffenbahrter Gründe, in den Lehren von dem Stande der Unschuld und dem Verluste desselben. In einem Schreiben an den Hrn. Verfasser der Anmerkungen in Form eines Briefes, über den Abrifs eines neuen Rechts der Natur etc.. welche in der 1739 zu Frankfurt und Leipzig ausgegebenen Sammlung satyrischer und ernsthafter Schriften das XI Stück ausmachen, erwiesen von Germanico a Sancta Fide.* Hamburg. Bey Felginers Witwe und Bohn 1741. 219 SS. 8⁰.

---

[1] So bezeugt HAGEDORN selbst in der Bemerkung zu einer Stelle seines „*Schwätzers*" („Als nun mein LISCOW kam, der Bruder von dem Ketzer, den noch GERMANICUS vielleicht dereinst bekehrt." Ausgabe 1757. S. 66). Er war 1741 Prediger in Neuhans (ESCHENBURG I. S. 94 bezeichnet ihn irrtümlich als „damaligen" Generalsuperintendenten zu Harburg; das wurde er erst 10 Jahre später.) Vgl. *Hamburgisches Schriftstellerlexikon* VII. S. 561 f., wo jedoch die „Übereinstimmung etc." im Verzeichnis seiner Schriften fehlt. Auch unter dem Pseudonym ist sie nicht vermerkt.

Eine sehr lobende Rezension der kleinen Schrift steht im *Hamburg. Correspondenten* 1740. No. 206 (24. Dez).

GRAMBERG in der „*Neuen Irene*" 1806 (Juni) S. 130 f. teilt noch eine Stelle mit aus einem von LISCOW in Gemeinschaft mit dem jüngern HAGEDORN an den Dichter gerichteten Briefe vom 24. März 1741, worin LISCOW von FRIEDR. V. HAGEDORN „ein Gespräch zwischen dem Superintendenten in Verden und seinem Sohn" verlangt über das von diesem gegen LISCOW geschriebene Buch „aus welchem er (der Sohn) dem Herrn Vater alle Abend post oder ante preces vespertinas unter grofsem Frohlocken der ganzen andächtigen und wiedergebornen Familie vorlesen solle."

Hierher gehört offenbar auch jenes lateinische Biliet des jüngern HAGEDORN an LISCOW, vom 27. März 1741 mit der Aufschrift „Amico heterodoxo clarissimo vivicombnrii candidato," in welchem u. a. LISCOW der Rat gegeben wird: „er möge, da er doch einst, wie SERVET und andere Ketzer die Ehre des Feuertodes haben werde, um sich darauf vorzubereiten, einen Versuch mit einem seiner sündigen Finger machen." „*Neue Irene*" 1806 (April) S. 266.

Die Abhandlung, welche aufser einer kurzen Eingangs- und einer etwas längern Schlufsbemerkung in 125 Paragraphen zerfällt, sieht von der MANZELschen Sache ganz ab, und wendet sich nur, in übrigens durchaus gemäfsigter Polemik, gegen LISCOWS Satz: „Die Offenbarungen stehen zuweilen mit der Vernunft in Widerspruch.“

Wahrscheinlich hatte FRIEDR. V. HAGEDORN LISCOW das Buch überschickt und der nachfolgende Brief ist die Antwort darauf:

„L'auteur paroit être de ces amphibies, qui moitié Théologiens moitié Philosophes se piquent d'acquérir une foi raisonnée, en rendant leur raison crédule, et qui gâtent par là également la Théologie et la Philosophie. Je m'embarasse peu de savoir les raisons qu'il peut avoir eues d'écrire contre moi. Suffit que j'aye les miennes pour ne lui pas répondre, comme il paroit s'y attendre.[1] Il n'a rien à craindre de ma part. Je ne le tournerai pas en ridicule, et c'est une des raisons, qui m'empêchent d'entrer en lice avec lui. Car le moyen de garder toujours son sérieux en écrivant contre un homme, qui malgré cet air de Docteur, malgré ces subtilités metaphysiques dont il régorge, confond tout, prend tout de travers, et n'ayant pas assez médité sur le sujet, qu'il traite, ne sent pas la force des objections, auxquelles il tâche de répondre, et se tue à débiter gravement des pauvretés et des choses „quae neque ad coelum neque ad terram pertinent“. Je serois obligé de lui dire à chaque page ces mortifiantes verités, et ce seroit à mon avis, répondre assez mal à la politesse dont il use à mon égard. Laissons donc parler notre auteur, et ne lui répondons pas. Comme c'est un jeune homme, qui ne manque pas d'esprit, et qui promet beaucoup, il y a lieu de supposer qu'en dix ans d'ici il parlera tout autrement. Je me souviens du temps, où le dogme de la conformité

---

[1] WAHRENDORFF hatte geschlossen: „Finden E. H. nicht genug erwiesene Sätze unter meinen Gedanken; so werden Sie mir und anderen eine besondere Gefälligkeit erzeigen, wenn Sie solches kund machen. Setzen Sie aber darin ihr Vergnügen, dafs Sie mein Unternehmen, und die Wahrheit, so ich behauptet, lächerlich machen wollen; so würde mir zwar dergleichen Verfahren wohl nicht gefallen: Ich hätte aber alsdann mir doch weiter nichts vorzuwerfen, als dafs ich von Ihnen vorhin zu vortheilhaft gedacht hätte . . . . jedoch es ist mir unmöglich von einem Manne, der so viele Einsichten besitzt, dergleichen zu besorgen.“

de la Foi avec la Raison faisoit mes délices, et où j'adorois les fadaises conciliantes dont mes précepteurs m'éblouissoient, et dont ils étoient peut-être les premiers à se moquer. Mais quand on a quarante ans passés, on ne se paye pas plus de paroles. Comme d'ailleurs on prétend que j'ai scandalisé les bonnes âmes par cet air hardi et cavalier, avec lequel j'ai osé traiter une matière de Religion, il est juste, que je répare le scandale en ne m'opposant pas au bon effet que les réfutations qu'on publie contre moi feront sans doute sur une infinité des fidèles, que mes objections ont peut-être un peu trop alarmés. Je me retire donc du champ de bataille, au hazard d'être tenu pour bien et duement battu. C'est avec plaisir que je sacrifie ma réputation au repos des foibles, et ce sacrifice me coute d'autant moins, que j'ai lieu d'espérer que les gens d'esprit, voyant qu'il me reste encore trop de ressources pour être obligé de plier par foiblesse, et qu'il ne tient qu'à moi de malmener terriblement mon nouvel antagoniste, ne manqueront pas de m'en tenir compte. Fait à Mayence le 12ème Mars, 1741.

LISCOW."

Angesichts dieser Äufserungen, welche bezeugen, welchen Zwang sich LISCOW angethan, in seinen *„Anmerkungen"*, sich lediglich auf den philosophischen Standpunkt zu beschränken und seinen völligen Zerfall mit dem kirchlichen Dogma überhaupt nicht zu verraten, nimmt es nicht wunder, dafs er kaum ein Jahr darauf auch diese Fessel zerreifst und „den Kanonen der Kirche" selbst Trotz zu bieten wagt.

Schon in den *„Anmerkungen"* (*Sammlung* S. 652. 728) findet sich eine Stelle, welche zwar im Zusammenhange nicht eben verfänglicher erscheint, als manche andre Äufserung in derselben Schrift, welche aber eine eigentümliche Bedeutung, durch die folgenden Ereignisse erhält, da in ihr diejenige wunde Stelle der orthodoxen Lehre schon berührt wird, welche LISCOW ein Jahr darauf mit einer für jene Tage beispiellosen Kühnheit blofs legt.

„Wir sehen", heifst es da, „dafs Geistliche huren und saufen desfalls aber vergessen sie ihren König nicht: s i e w e r d e n d a d u r c h

nicht ungeschickter, aufs schärfste wider die Ketzer zu disputiren."

Das ist allerdings Ironie, wie sie, je mehr es gegen das Ende jener Schrift geht, immer unverhohlener zu tage tritt; diese Ironie aber ist ganz eigentlich gerichtet gegen den Fundamentalsatz der lutherischen Orthodoxie, die Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben.

Man weifs, dafs die Lehre von der Rechtfertigung und von den guten Werken eines der Hauptstreitmomente in dem Kampfe der Orthodoxie mit dem Pietismus gebildet hat.

Die erlösende Idee, vermöge welcher der Pietismus bei seinem ersten Auftreten gegen die in starren Dogmen verknöcherte gemütlose Orthodoxie eine so tiefgreifende Wirkung auf alle Gemüter ausübte, welche in Gefahr waren, angesichts der Kirche und der Theologen ihre Religion zu verlieren, gipfelt geradezu in jener schönen Lehre: Christ sein heifst nicht nur an Christum glauben, Christ sein heifst, den Glauben beweisen durch werkthätige Liebe.

Hettner[1] hat sehr treffend darauf hingewiesen, dafs das Emporkommen des Pietismus aus derselben Grundstimmung herzuleiten sei, welche nach einer andern Seite hin sich in der Freigeisterei Bahn brach. Pietismus und Freidenkertum machten in gleicher Weise Front gegen die rein äufserliche Dogmenlehre, beide legten das Hauptgewicht statt auf das Glauben auf das Thun, nur mit dem Unterschiede, dafs für die einen die lebendige Quelle für ihr sittliches Handeln in der gemütlichen Vertiefung in den Geist der geoffenbarten Religion lag, während für die andern die Erkenntnis einer von jedem Glauben an eine bestimmte Offenbarung losgelösten sittlichen Weltordnung die Norm für das sittliche Handeln des einzelnen Individuums bildete.

Diese gemeinsame Grundstimmung war es, die Thomasius so lange bei den Pietisten festhielt, diese gemeinsame Grundstimmung erklärt es auch, dafs ein Mann wie Liscow, dessen ganze Geistes-

[1] *Geschichte der deutschen Litteratur im 18. Jahrhundert.* 3. Aufl. I. S. 56 f.

richtung sonst so entschieden nach der Verstandesseite gravitierte, mit einer gewissen Begeisterung für pietistische Gedanken eintritt, sich geradezu zum Verfechter des Pietismus gegenüber der Orthodoxie macht.

Freilich war zu LISCOWS Zeit vom Geiste, der SPENERS *Pia desideria* belebt hatte, bei seinen Nachfolgern wenig mehr zu spüren, die Unduldsamkeit und die Ketzermacherei bei den Pietisten, wo sie die Macht hatten, ebenso zu Hause, wie im Lager der Gegner. AUGUST HERMANN FRANCKE und JOHANN JOACHIM LANGE geben nach dieser Seite hin einem LÖSCHER und CARPZOV nichts nach.

Diese Wandlung, die sich in den Vertretern des Pietismus so bemerkbar machte, hatte jedoch an dem Inhalt der von ihnen verfochtenen Ideen nichts zu ändern vermocht, und wer daher überhaupt religiöse Bedürfnisse hatte, wem an einer Verbindung mit der Kirche gelegen war, mufste sich auch in jener Periode der Entartung zu der pietistischen Richtung hingezogen fühlen.

Letzteres war nun allerdings bei LISCOW nicht der Fall; dafs ihm Motive dieser Art völlig fern lagen, würde, wenn es nicht schon aus dem früheren erhellte, gerade die Schrift, um die es sich hier handelt, aufs schlagendste beweisen. Der Grund vielmehr, der ihn zu dieser Parteinahme für den Pietismus veranlafste, war einerseits die oben erwähnte geheime Sympathie des Freidenkertums mit dem Pietismus in seiner ersten Gestalt, dann aber ein mehr äufserliches Moment, die Beobachtung orthodoxer Ausschreitungen in seiner nächsten Umgebung.

LISCOW war schon fast ein halbes Jahrhundert tot, als DEGINHARD POTT 1803[1] aus „LISCOWS hinterlassenen Papieren" *„Die bescheidene und wohlgemeinte Epistel an Herrn M. L. über die Unnöthigkeit der guten Werke zur Seligkeit"* herausgab. In der

[1] CHRISTIAN LUDEWIG LISCOV, *ehemal. Kgl. Poln. u. Churs. Kriegsrath, über die Unnöthigkeit der guten Werke zur Seligkeit. Eine bescheidene und wohlgemeinte Epistel an Herrn M. L.*
„Die Schläge eines Liebhabers meinens recht gut." Sprichw. XXVII. v. 6.
Herausgegeben aus dessen hinterlassenen Papieren — als Versuch einer Herausgabe der sämmtlichen Liscovischen Werke. Leipzig 1803, bei HEINRICH GRÄFF. XXXII und 102 SS. 8⁰. (wieder abgedruckt bei MÜCHLER I. S. 3ff.)

Unterschrift nennt sich als Verfasser: M. SEBASTIAN ZÄNKER. Mit dem Zusatz: „Dabam raptim inter labores sacros N.N. d. 22. Jun. 1730."

Es ist vielfach, an der Echtheit dieser Schrift, soweit LISCOW als Verfasser in Frage kommt, gezweifelt worden,[1] und es ist das Verdienst SCHMIDTS von LÜBECK (*Historische Studien*. Altona 1827. S. 141) durch seine scharfsinnige Hypothese über die Persönlichkeit des Herrn M. L., an den die Epistel gerichtet ist, den ersten sichern Fingerzeig gegeben zu haben, wie diese Zweifel ein für allemal zu zerstreuen.

„M. L." ist kein andrer als CARL HEINRICH LANGE, damals seit 2 Jahren Subrektor in Lübeck; SCHMIDT folgerte dies aus zwei gelegentlichen Andeutungen, wo der M. L. „ein Lehrer der studirenden Jugend" genannt wird, das andre Mal als Landsmann des Ketzers SCHWENKFELD bezeichnet wird. LANGE stammte nämlich, wie SCHWENKFELD, aus Schlesien.

Nach dem Eingang der *Epistel* soll der fragliche M. L. „vor einiger Zeit" eine Schrift herausgegeben haben, in welcher, („ungeachtet sie nicht der Art ist, dafs man viel wider die Reinigkeit der Lehre anstofsende Sätze darin vermuthen sollte,) der Schreiber (der die Maske eines orthodoxen Predigers vornimmt) „einige Redensarten" gefunden, welche an die verwerfliche Lehre des MAJOR von den guten Werken erinnerten. „„Wer," sprechen Sie, „selig werden will, der mufs nicht nur den rechten Glauben haben, sondern auch diesen Glauben durch die Liebe beweisen." Ja, Ew. wiederholen diesen Irrthum mit andern Worten noch einmal, und geben also deutlich zu erkennen, dafs man Ihnen nicht unrecht thue, wenn man glaubt, Ihr Herz sey nicht rechtschaffen." etc.

---

[1] Am entschiedensten und mit dem Schein der gröfsten Autorität hat sich HELBIG S. 10 f. gegen die Echtheit ausgesprochen (ihm schlofs sich HETTNER *G. d. d. Lit. i. 18. Jahrh.* 3. Aufl. I. S. 401 unbedingt an, während andere z. B. GERVINUS IV. S. 65 und GOEDEKE S. 570 die Frage unentschieden lassen). Allein gerade an dieser Stelle läfst HELBIG die Gründlichkeit und Genauigkeit, welche im übrigen seine Monographie so wertvoll macht, vermissen. Jedenfalls kann er die Schrift nur flüchtig gelesen haben, sonst würde er nicht die Behauptung aufstellen, eine Annäherung an die Ideen der Pietisten sei nirgendwo darin zu finden. Übrigens hat H. den oben erwähnten Aufsatz von SCHMIDT VON LÜBECK offenbar nicht gekannt.

Den Nachweis, dafs LANGE zu Beginn seiner Laufbahn starke pietistische Anwandlungen gehabt, hat CLASSEN (S. 13f. n. 33) überzeugend erbracht durch eine Stelle aus v. SEELENS Memoria über LANGE.[1]

Allein davon, dafs, wie am Ende der *Epistel* erwähnt wird, die geistliche Obrigkeit wegen jener gerügten pietistischen Anschauungen gegen den M. L. eingeschritten sei,[2] dafs dieser sich gefügt, und die anstöfsigen Ausdrücke gemildert habe, davon wird weder in gleichzeitigen noch späteren theologischen Quellen irgend etwas berichtet, noch ist auch aus den in Frage kommenden Jahren unter den LANGEschen Schriften theologischen Inhalts eine aufzufinden, in der die oben citierten Worte: „Wer selig werden will“ etc. stehen.

Und trotzdem ist LANGE zweifellos der M. L. und die entscheidende Stelle bezieht sich auf eine Äufserung LANGES in einer seiner Schriften, aber freilich in keiner theologischen.

Sie steht, wo man sie am allerletzten suchen würde; in einer stilistischen Anweisung zum Schulgebrauch![3]

Da wird § 49 (S. 24) vom „Bedingungsperiodus“ gehandelt und als Beispiel findet sich folgendes:

---

[1] „Narravit ipse plus vice simplici mihi, quod a falsa, imaginaria et fucata pietate sic dictis Pietistis (o! quam abominabile hoc nomen cunctis, qui latentem in herba anguem, externa specie virus occultantem, recte cognoverunt) primis post juventutem annis fuerit deceptus et ad ignobilem ipsorum pietatem pertractus laqueis eorundem irretitus ac veneno fascinatus adeo, ut conaretur etiam calamum in causa illorum stringere.“

[2] In seinen Briefen an GOTTSCHED klagt LANGE allerdings häufig über die feindselige Haltung der beiden Säulen der Orthodoxie in Lübeck, CARPZOVs und von SEELENs, die aber keinen konfessionellen Hintergrund hatte: „Velim, ut non obstarent conatui meo partem Selenii nostri invidia partem Carpzovii nostri in novos istos germanos, quos vocat, livor; omni enim quo potest uterque conatu in eo est, ut quem in multis incendi vernaculae amor restinguatur linguaeque scholasticae adsuefiant juvenes . . . . obnitor ego et contra horum insultus prudentia et aliquo in patriam linguam zelo munitus, quod mearum erit partium, perficiam.“ (LANGE an GOTTSCHED 20. Juni 1732). „Unser Herr Superintendent, der berühmte CARPZOV ist deswegen ein Feind von mir, weil ich die deutsche Sprache liebe, und die Kühnheit gehabt, bey gewissen Umständen zu zeigen, dafs die deutsche Sprache wohl so nöthig sey, als die lateinische.“ (LANGE an GOTTSCHED 6. Dez. 1734).

[3] *Kurtze Anleitung zu der rechten und eigentlichen Art einer deutlichen und geschickten* PERIODUM *zu schreiben, zum besondern Gebrauch seiner Privatisten aufgesetzet* von M. CARL HEINRICH LANGE, SUBRECTORE GYMNASII LUBEC. ADIUNCTO ET BIBLIOTHECAE PUBLICAE PRAEFECTO. LUBECK. Gedruckt bei CHRISTIAN HEINRICH WILLERS. (Hs. Vermerk, vermutlich von LANGE selbst: CIƆIƆCCXXIX) 31 S. 8⁰. (Lübecker Stadtbibliothek S. philol. 2331 8.)

„Satz: Du wirst ein wahrer Christ heifsen.
Bedingung: 1. Wofern du Bufse thust. .
2. Wofern du den Glauben an Christum hast.
3. Wofern du den Glauben durch die Früchte beweisest.

Period.: Wo du dein Hertz in wahrer Busse zerknirschest; Wo du den festen Glauben auf das Verdienst Christi im Hertzen behältst; Ja, wo du den Glauben durch Lebens-Früchte beweisest, so kan dir niemand den Ruhm eines wahren Christen absprechen."

Die zweite und noch prägnantere Stelle findet sich § 56 (S. 28) bei Gelegenheit der „Periodi copulativae," die sich „bisweilen als die Ursache gegen ihre Wirckung" verhielten. Beispiel:

„Wer ein Christ seyn will: mufs nicht nur den Glauben haben; sondern auch seine Liebe durch Wercke beweisen."

Trotzdem die *Epistel* citiert: „diesen Glauben durch die Liebe beweisen", während es hier heifst: „die Liebe durch die Wercke," ist wohl jetzt kein Zweifel mehr darüber möglich, dafs mit jenen Andeutungen nur auf diese *„Kurze Anleitung"* gezielt sein kann, mithin Carl Heinrich Lange in der That mit dem „M. L." der *„Epistel"* identisch ist.

Haben wir aber so Lübeck als den Schauplatz der Handlung, und das Jahr 1730 als das Jahr der Entstehung der *Epistel* festgestellt, so ist auch damit der letzte Einwand, welchen man gegen Liscows Autorschaft erheben konnte, weggefallen. Denn alles übrige, die Sprache, die äufsere Form, die Stellung des Verfassers zu den religiösen Fragen, wie sie aus der Schrift erhellt, alles das weist auf Liscow als Urheber hin.

Seit 1729 lebte Liscow in Lübeck[1], er kannte also die Verhältnisse aufs genaueste und stand wahrscheinlich mit Lange in direktem persönlichen Verkehr, denn bei dem ganzen Bildungsgang beider,

---

[1] So berichtet Helbig (S. 9) nach einem leider nicht mitgeteilten Briefe des jüngern Liscow.

bei den vielfachen litterarischen Interessen, welche sie miteinander gemein hatten, sowie anderseits bei dem Mangel an Verständnis für seine Bestrebungen, über welche LANGE noch mehrere Jahre später klagt, hätte es schon ganz eigentümlich zugehen müssen, wenn beide in der kleinen Stadt, zumal als Zöglinge derselben alma mater nicht zusammengehalten.[1] LANGE war damals noch jung und frisch im Amt, voller Pläne, mit den mannigfachsten litterarischen Arbeiten beschäftigt, noch nicht der gebrochene Mann, der die Sünden seiner Jugend bereut, von dem uns v. SEELEN berichtet. Schon 1725 hatte er über NICODEMUS FRISCHLIN geschrieben, 1729 HORAZENS *De arte poetica* in deutsche Verse übersetzt, und auch in seinen theologisch-fachwissenschaftlichen Schriften sich als zielbewufster Nachahmer und Schüler MOSHEIMS erwiesen. Ein paar Jahre später sehen wir ihn eifrig mit der Einführung der WOLFFischen Philosophie nach GOTTSCHEDS Handbuch unter seinen Schülern beschäftigt, gerade CARPZOV und dessen blindem Anhänger von SEELEN dem er nachmals so demütig beichtete, zum Trotz. Daneben wird auch die eigentliche Philologie eifrig getrieben, EURIPIDES' Tragödien werden kritisch herausgegeben, zum Teil auch in deutsche Verse übersetzt. Seine Hauptthätigkeit in diesen Jugendjahren aber konzentriert sich auf das Studium der deutschen Sprache und Poesie; schon in Jena hatte er seit 1725, als magister legens Vorlesungen über poetisch-stilistische Themata gehalten, in welchen er sich für die Reinigung und Hebung des deutschen Stiles ganz besonders bemühte. Wir haben gesehen, wie er diese Bestrebungen auch unter seinen Schülern zu wecken und zu fördern wufste.

Seit 1727 stand er mit GOTTSCHED in regem Briefwechsel; er ward einer seiner eifrigsten Anhänger und ist ihm auch bis zu seinem Tode (1753) treu geblieben. Das gilt zwar im allgemeinen in der deutschen Litteratur als keine sonderliche Empfehlung; und

[1] In den Briefen an GOTTSCHED erwähnte er LISCOWS nicht; nur einmal schreibt er offenbar mit bezug auf ihn, jedoch ohne ihn zu nennen (20. September 1734). „Warum ist man doch in den critischen Beyträgen mit den armen Übersetzern des corpus juris so unbarmherzig umgegangen? Ich glaube Herr D. RODIGAST werde sich dadurch von seinem Vorhaben abhalten lassen? Hätten wir nicht wenigstens mehr zu lachen gehabt?“

sie soll es auch hier für die späteren Jahre nicht sein. Soweit aber der „junge Gottsched“ in Frage kommt, wird man gut thun, nicht über die Begeisterung und Verehrung zu lächeln, die ihm entgegengebracht wurde, denn in ihr fanden sich jahrelang die frischesten und kernhaftesten Geister der Nation zusammen.

Und wenn noch im Mai 1739 ein Mann wie Bodmer es über sich gewinnt, Gottsched seine Verse zur Feile anzuvertrauen, ist es für den 25jährigen Lange sicher nur ein gutes Zeichen, wenn er 11 Jahre früher, am 9. Februar 1728 von Jena an eben diesen Gottsched schreibt: „Es ist ein Zug in meiner Seelen, der mich glauben heifset, Gottsched sey mein Freund. Ich empfinde eine Neigung in mir, sobald ich den blofsen Nahmen höre, der ich keine andere Benennung geben kan. Es ist eine Art des Vergnügens, die ich nicht zu beschreiben weifs, wenn ich den Deutschredenden Fontenelle durchblättere etc. Die gantze Beschaffenheit der Schreibart, hat so was eigenes, dafs ich muthmafse, die deutsche Gesellschafft habe ihnen deswegen den Entwurf ihrer erneuerten Grundregeln aufgetragen, weil sie nur von einem Fontenelle solten geschrieben werden“ etc.

Wir wissen aus Liscows Vorrede zu der Sammlung seiner Schriften, dafs die erste Anregung zu den Satiren gegen Sivers ihm in Lübeck im Freundeskreise geboten wurde; wer hätte aber mehr in diesen Kreis gehört als der jugendliche Lange, in einer Stadt wie Lübeck, von deren Geistesleben ein Freund Liscows, der spätere Lübeckische Ratssekretär Hermann Adolf Le Fèvre in einem Briefe an Gottsched vom 27. Dezember 1731 das nachstehende, allerdings keineswegs schmeichelhafte Bild entwirft:

„Wäre zwischen den Handlungen der hiesigen und andrer Gelehrten eine gröfsere Änlichkeit, so könnten Ew. HochEdelgeb. noch in diesem Stücke gewisse angenehme Nachrichten von mir erwarten: allein Dieselben belieben zu wissen, dafs in Lübeck nichts seltener ist, als ein Lübeckisches Buch, das über 3 Bogen hält. Ob es aus Neid, oder aus Bescheidenheit oder warum es geschieht, lasse ich mit den Schriftgelehrten an seinen Ort gestellet seyn; so viel ist

sicher, dafs sich gedachte Herren auch von dem scharfsichtigsten nicht leicht ihre Wissenschaften abmerken lassen. Sie achten sich vielmehr grofsenteils mit dem Bürger und Bauer zu einerlei Arbeit, nemlich zum heiligen Ehestande beruffen, und kommen diesem ihrem göttlichen Beruff desto treufleifsiger nach, je weniger sie zweifeln, dafs unsrer lieben Stadt mehr mit Kindern als mit Büchern gedienet sey. Dies ist die in Lübeck blühende fruchtbringende Gesellschaft, darin fast täglich geschickte Mitglieder aus allen 4 Facultäten aufgenommen werden, wiewol die 4te oder Philosophische Facultas hier eher das Ansehen einer Ohnmacht als einer Kraft hat. Über die hiesigen Poeten . . . Ew. etc. werden verzeihen, dafs ich mich beinahe ganz nicht besonnen hätte, dergleichen Leute hier zu kennen, weil mich dero *critische Dicht-Kunst* noch immer in dem Begriff eines Dichters irre macht. Dafs mir denn die hiesigen Poeten nicht entfallen, so mufs ich ihnen nachrühmen, dafs sie noch zuweilen den Hunger der armen Drucker mit dem Ausflufs ihrer Poet. Ader, wie die Pelicans den Durst der Jungen mit ihrem Blute, stillen. Sie haben aber das Unglück, dafs man an ihren Sachen, so bald sie gedruckt sind, etwas gemeines, stumpfes, schmieriges oder sonst etwas mifsfälliges wahrnimmt.“ Nachdem er sich dann nach verschiedenen litterarischen Erscheinungen erkundigt, fährt er fort: „Ew. etc. halten mir die Unwissenheit, die ich durch diese Fragen verrathe, zu gute, da ich in einer Ecke lebe, welche von der gelehrten Welt gleichsam mit Bretern abgesondert ist. Ich nehme mir inzwischen die Freiheit, in dem Siversschen Werkgen ein hiesiges Gewächs beizulegen, und sollte es wider Vermuten Ew. etc. etwas trocken oder unschmackhaft zu seyn scheinen, so wollen Dieselben bedenken, dafs es eine Winter-Frucht ist.“ etc.

Der Name Sivers erinnert im rechten Augenblick daran, dafs die Le Févresche Darstellung, wenn auch etwas grell, sicher in der Hauptsache nicht übertrieben ist. In einer Stadt, in welcher ein Sivers eine Stellung einzunehmen vermochte, wie er sie thatsächlich mehrere Jahre hindurch behauptet hat, konnte von irgend welchen höheren geistigen Interessen nicht wohl die Rede sein.

Aus Liscows Vorrede zu der Sammlung seiner Schriften erhellt zur Genüge, wie wenig es anfangs in seinem Plan lag, das, was er über Sivers geschrieben, auch zu veröffentlichen. Die *„Erbaulichen Anmerkungen zur Geschichte der Stadt Jerusalem“* und die *„Vitrea fracta“* waren ursprünglich nur für den engeren Freundeskreis bestimmt, aus dessen gemeinsamer Anregung sie erwachsen waren. Das Gleiche ist offenbar mit der *Epistel* an Lange der Fall. Es handelte sich vermutlich darum, dem vielleicht etwas ängstlichen Lange an einem drastischen Beispiel klar zu machen, welches Schicksal ihm bevorstehe, wenn sein harmloses Buch die unliebsame Aufmerksamkeit eines orthodoxen Ketzerrichters von Profession erregen würde. Lange hat sich freilich dadurch nicht schrecken lassen, denn die zweite vermehrte Auflage der *„Kurtzen Anleitung“*, die 1745 erschien, enthält die anstöfsigen Sätze ebenfalls, woraus noch zum Überflufs erhellt, dafs das Einschreiten des geistlichen Ministeriums wider den Verfasser, von dem Liscow am Schlufs seiner *Epistel* berichtet, weiter nichts als ein Scherz ist.

So harmlos aber, wie uns heute die Sache erscheint, war sie in Wirklichkeit damals nicht. Man darf nicht vergessen, mit welchem Spüreifer in jenen Tagen die geistlichen Behörden alles, was nur von weitem nach falscher Lehre aussah, ans Licht und vor ihr Forum zu ziehen beflissen waren, und welch weiten Spielraum nach dieser Seite hin ihnen die weltlichen Behörden gestatteten, oder richtiger, gestatten mufsten.

Erst ein Jahr vorher, 1729, war in Danzig das geistliche Ministerium gegen einen gewissen Salomo Bach wegen Irrlehren, worunter sich auch die von der Notwendigkeit der guten Werke befand, eingeschritten, hatte ihn auf dem Rathause festsetzen lassen und die eifrigsten, freilich erfolglosen Bekehrungsversuche mit ihm angestellt, so dafs der bejahrte und kranke Mann die Peiniger schliefslich flehentlich beschwor, ihn doch nicht zu martern, er wolle auch am jüngsten Tage von ihnen bekennen, dafs sie das ihrige an ihm versucht hätten.[1]

[1] *Fortgesetzte Sammlung von alten und neuen theologischen Sachen auf das Jahr 1730.* S. 421 ff.

Wie aber LANGES direkter Vorgesetzter der LIC. VON SEELEN über pietistische Irrlehren dachte, geht zur Genüge aus der vorhin von ihm citierten Äufserung hervor. Man darf annehmen, dafs er auch aus dieser Gesinnung kein Hehl machte, wie dafs anderseits dieselbe im LISCOWschen Kreise nicht unerörtert geblieben ist. Ja, die Vermutung liegt nahe, dafs LISCOWS „M. SEBASTIAN ZÄNKER" im wesentlichen Portrait und VON SEELEN das Original dazu ist.[1]

In der benachbarten Universität Rostock endlich, welche stets in regem Verkehr mit Lübeck stand, war gerade in diesem Jahre der Streit um die Rechtfertigung aus dem Glauben, auf die Anregung des streitbaren Professors WEIDNER, der sich übrigens auch mit besonderer Energie für die Fähigkeit des Teufels, einen Körper anzunehmen, in den Harnisch zu werfen und über Hexen und Gespenster christliche Betrachtungen anzustellen liebte, mit erneueter Heftigkeit entbrannt, bei Gelegenheit von ERICH PONTOPPIDANS *„Hellem Glaubensspiegel"*. Derjenige aber, durch dessen Mund der gelehrte Professor seine Meinung de fide salvifica kund zu thun für gut fand, war kein geringerer, als der kaiserl. gekrönte Poet Magister HEINRICH JACOB SIVERS!

Wie unbedeutend aber auch die äufsere Veranlassung für die Entstehung der *Epistel* gewesen sein mag, der Inhalt der Schrift selbst war nicht das Produkt einer flüchtigen Laune, sondern bezeichnete für LISCOW das Ende eines schweren inneren Kampfes, den lange vorbereiteten entschiedenen Bruch mit dem Dogma der Kirche, in welcher er aufgewachsen war.

Zum erstenmal bedient LISCOW sich hier der Fechtweise, welche er später fast ausnahmslos angewandt hat und die daher mit seinem Namen untrennbar verbunden ist, den Gegner durch scheinbares Eingehen auf dessen Ideen und Zuspitzung derselben ins Absurde zu vernichten, und nie hat er je wieder nachher in allen den

[1] Daran scheint auch SCHMIDT von LÜBECK (S. 141) zu denken, wenn er allerdings sehr vorsichtig sich äufsert: „dieser Mag. SEBASTIAN ZÄNKER ist ein nicht schwer zu errathendes Mitglied des Lüb. Ministeriums."

CARPZOV, auf den man allerdings zunächst raten würde, kann nicht gemeint sein, da er erst im Dezember 1730 nach Lübeck kam.

Satiren, die seinen Ruhm begründet, diese Waffe mit solcher Leichtigkeit und doch zugleich mit solcher Wucht gehandhabt, wie bei diesem Straufs mit der Kirche. Was wollen alle die Keulenschläge bedeuten, mit welchen er später Wichte wie den Sivers und Philippi zermalmte, es war doch immer nur der „Kampf" der Katze mit der Maus; hier aber, wo er sich mit einem Luther mifst, spürt man, dafs man es allerdings mit einem „Ketzer" schlimmster und gefährlichster Art zu thun hat, einem, der auch vor der letzten Konsequenz der Verneinung nicht zurückschreckt Oder heifst das nicht die ganze Lehre von der Erlösung durch den Opfertod Christi in Frage stellen, wenn er (S. 64) ausspricht, wenn es zum Sterben gehe, falle auch denen, die kein Latein wüfsten, das Distichon des s. g. Dionysius Cato bei:

Cum sis ipse nocens, moritur cur victima pro te?
Stultitia est, morte alterius sperare salutem! (IV. 14).

An einer andern Stelle führt er, immer in dem Sinne seiner orthodoxen Attrape des M. Zänker aus, im Gegensatz zu der Gerechtigkeit aus den guten Werken, die Hauptpflicht des Christen gegen Gott sei die Dankbarkeit; diese könne man aber nicht besser beweisen, als dadurch, dafs man von Christi Person die höchsten Begriffe hege, „seine göttliche Ehre wider diejenigen, welche ihm dieselbe freventlich rauben wollen, mannhaft vertheidige, seinen Worten blindlings glaube, und uns von diesen weder durch Verfolgung noch durch die Einwürfe, die uns unsere verderbte Vernunft — man beachte diesen Ausdruck im Munde Liscows! — wider die Geheimnisse des Evangelii mache, abwendig machen zu lassen."

„Ja, diese Gefangennehmung unserer Vernunft unter dem Gehorsam des Glaubens ist einzig und allein fähig, die Gröfse unserer Dankbarkeit an den Tag zu legen." Ein Christ, „der sich so weit verleugnen könne", dafs er das athanasische Glaubensbekenntnis in allen Punkten und Klauseln gläubig annehme, dürfe mit Sicherheit auf die vom Verfasser desselben versprochene Belohnung zählen.

„Wer dieses geistliche Werda? mit einem deutlichen und klaren „Gut Freund!“ beantworten kann, der wird ohne weitere Nachfrage ins Paradies eingelassen.“

In ähnlicher Weise wird von der Vereinigung der beiden Naturen in Christus, der Lehre vom Abendmahl u. s. w. gehandelt.

Schon mit Rücksicht auf diese Stellen mufste der Gedanke an eine Veröffentlichung der kleinen Schrift von vornherein ausgeschlossen bleiben.

Nächst dem Dogma ist es dann vor allem die Auslegung, welche dasselbe von seiten der Geistlichkeit erfährt, sowie überhaupt das ganze Gebahren der letzteren auf der Kanzel und in der Gemeinde, welche mit derselben schneidenden Ironie durchgenommen werden.[1]

Er weist darauf hin, wie das Verfahren der protestantischen Orthodoxie, die Rechtgläubigkeit auf die symbolischen Bücher zu gründen und die freie Forschung und Auslegung der Bibel nur so weit zu gestatten, wie sie mit der Lehre jener Symbole sich vereinbaren lasse, im schroffsten Widerspruch stehe mit der historischen Grundlage des Protestantismus. Aber, setzt er bitter hinzu, die Nachfolger LUTHERS „erkannten sehr vernünftig, dafs das Verfahren LUTHERS mehr zu bewundern als nachzuahmen sey“.

Doch auch LUTHER selbst ist ihm weiter nichts wie ein schufsgerechtes Wild — hierin tritt der grofse Unterschied zwischen dem Standpunkte LISCOWS und dem LESSINGS hervor, an welchen ersterer sonst gerade in dieser Schrift häufig erinnert[2] — zuweilen spricht er von ihm genau in demselben Tone, den er später bei SIVERS und PHILIPPI anzuschlagen beliebt. Sein Hauptcoup

---

[1] Fast harmlos klingen dagegen jene Ausfälle gegen die Geistlichkeit in der „*Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten*,“ welche trotzdem hernach REIMMANN gegen LISCOW so heftig erbitterten (vgl. die Vorrede zur *Sammlung sat. u. ernsth. Schr.* S. 37 f. resp. 49 f.)

[2] Nur eine kleine Äufserlichkeit mag hier erwähnt sein. Wenn LESSING mit Beziehung auf Luther in der „*Parabel*“ (HEMPEL XVI. S. 102) von „den kurzsichtigen Starrköpfen“ spricht, „die Deine Pantoffeln in der Hand den von Dir gebahnten Weg schreiend aber gleichgültig daherschlendern,“ und wenn man dies als eine Anspielung auf ZINCREFs „Doctor LUTHERs Schuhe sind nicht allen Dorfpfaffen gerecht“ hat deuten wollen, so findet sich dasselbe Bild bei LISCOW hier fast mit ZINCREFs Worten: (S. 76) „Unsere Gottesgelehrte, die von jeher wohl erkannten, dafs LUTHERs Schuhe nicht allen Füfsen gerecht sind, haben“ u. s. w.

aber ist, den Luther von der Schloſskirche in Wittenberg, den „Protestanten", mit dem späteren Luther, dem Organisator der neuen Kirche in Widerspruch zu setzen. Luther, der sich anfangs auf die reine Schrift gestützt, habe später, „wie billig, diejenigen sehr hart angelassen, die sich gelüsten lieſsen nach seinem Beispiele auf die bloſse Schrift zu trotzen".

„Man mache demnach nur einen Unterschied, unter den vördersten und hintersten Luther, inter Lutherum prioristicum et posterioristicum und merke, daſs der letzte uns lieber ist als der erste, so wird man begreifen, daſs man uns mit Recht nicht vorwerfen könne, wir folgten nicht den Fuſstapfen des seligen Mannes." (S. 84).

Über den Kern- und Ausgangspunkt der ganzen Untersuchung aber, die „guten Werke", urteilt er in seiner orthodoxen Verkleidung, sie seien für einen Prediger ebenso wenig wesentliche, notwendige Eigenschaften, wie krauses Haar und dicke Waden.

„Wir sind so geneigt einen in Ansehung der Sitten strauchelnden Bruder, der orthodox ist, mit sanftmüthigem Geiste wieder aufzuhelfen und ihm seinen Fehltritt (so lange derselbe nur nicht so groſs ist, daſs er von dem weltlichen Richter bestraft werden muſs) unter dem Namen der menschlichen Schwachheit hingehen zu lassen, daſs man sagen sollte, wir hielten die Laster eines Rechtgläubigen für obscuras virtutes, so wie wir die tugendhaften Thaten derjenigen, die nicht reiner Lehre sind, für splendida vitia hielten."

„Allein wage es einer und lasse sich merken, daſs ihm auch nur die geringste von unsern Lehren nicht gefalle: wir werden ihm gewiſs die Probe unsers Eifers um das Haus des Herrn aufs nachdrücklichste zu fühlen geben. Wir werden ihm sogleich den Namen eines wahren Christen absprechen, wenn auch sein Wandel noch so unsträflich ist. Ein Priester wird abgesetzt, sobald man nur weiſs, daſs er irriger Lehre ist. Allein noch hab' ich nicht gehört, daſs man einem Prediger, der sich nur von offenbaren groben Bubenstücken und Schandthaten, die der Ahndung des Richters unter-

worfen sind, hütet, seiner sonst unanständigen und mit den Geboten Christi nicht übereinstimmenden Lebensart wegen auch nur einen Heller von seinem Einkommen entzogen habe. Man stellt ihn nicht einmal darüber zur Rede, man überläfst es seinem Gewissen und decket seine Fehler mit dem Mantel der Liebe zu .... Die Ursache ist, weil unsere Gottesgelehrten . . . behaupten, dafs die Gottlosigkeit eines Predigers der Gültigkeit und Kraft seines Amtes nichts nehme. Wie könnten sie aber dieses thun, wenn die guten Werke . . . eine so nothwendige Eigenschaft, und nicht vielmehr ein blofser Zierrath eines Christen wären?" (S. 42f.)

„Aber," heifst es dann einige Seiten weiter (S. 52), „Fuimus Troes, diese glücklichen Zeiten sind verschwunden." „Es hat sich eine Art Menschen hervorgethan, die da haben den Schein eines gottseligen Wesens, seine Kraft aber verleugnen." Natürlich sind die Pietisten gemeint; und nun geht es ein Weilchen in demselben Ton wider „die böse Rotte", wie wir ihn oben von v. Seelen gehört haben. Der Stofsseufzer, mit dem der M. Sebastian Zänker seinen Zorneserguſs beschliefst: „O Deus, in quae tempora nos reservasti" erinnert unwillkürlich an die Worte v. Seelens.

Jedoch Liscow scheidet sehr wohl zwischen den Grundideen des Pietismus[1] und den Pietisten seiner Zeit, welchen letztern er durch den Mund des alten Mag. Zänker die bittersten Wahrheiten sagt. „Ich weifs wohl, sie („die Pietisten") meinen es so böse nicht, wie man, wenn sie es auch nicht ausdrücklich sagten, zur Noth aus ihrem Wandel, der nichts weniger als pietistisch ist, abnehmen könnte. Was sie thun geschieht aus einer theologischen Klugheit. ...... Es läfst, als wenn unsere Prediger meinen, man müsse in seinem Herzen orthodox und auf der Kanzel Pietist seyn."

Es würde zu weit führen auf alle einzelnen in der *Epistel* berührten Fragen hier einzugehen. Das Gesagte wird genügen, um

[1] Arnold, der Verfasser der Kirchen- und Ketzerhistorie, bekommt dagegen einmal den in diesem Zusammenhang aus Liscows Munde doppelt schmeichelhaften Ehrentitel eines „unseligen Scribenten."

den Geist zu spüren, den sie atmet. Aber auf einen Punkt müssen wir noch einmal zurückweisen, er ist von Bedeutung nicht nur für die Entstehung dieser Schrift, sondern für den litterarischen Entwickelungsgang Liscows überhaupt.

Wie bereits erwähnt, richtet sich die eine Spitze der Liscowschen Polemik gegen die katholisierende Tendenz der protestantischen Orthodoxie, unabhängig von der Bibel eine gemeinverbindliche Glaubensnorm aufzustellen. Freie selbständige Durchforschung der heiligen Schrift, läfst er seinen Mag. Zänker sagen, sei allerdings ein altes Recht des Protestantismus. Aber wie gefährlich sei die Ausübung dieses Privilegs! Wie, wenn der beschränkte Laienverstand einen falschen Sinn herausfinde, welcher „den Lehren unserer reinen Theologen entgegen“ sei! Würde es daher für das Seelenheil des Laien nicht besser sein, er verzichte freiwillig darauf, „dieses geistliche Meer ohne den Kompafs unserer Orthodoxie“ zu befahren, da er sonst „schwerlich hoffen könne, den Hafen der Wahrheit zu erreichen.“

Im Anschlufs hieran bemerkt er nun: „Ich habe vor langer Zeit in dem *Journal litteraire* den Auszug eines in England herausgekommenen Buchs, dessen Titel mir entfallen, gelesen, in welchem der Autor gar sinnreich und artig behauptet, dafs das Lesen der Schrift der Orthodoxie sehr nachtheilig und fast die einzige Ursache aller Ketzerei sey. Man hat geglaubt, der Autor habe in dieser Schrift die Orthodoxie auf eine satyrische Art durchziehen, und sie eines Ungrundes beschuldigen wollen. Ich will darüber mit Niemandem zanken. Mir liegt wenig daran, ob der Autor diese Absicht, die wahrhaft gottlos ist, gehabt oder nicht; nur deucht mich, dafs man der Behauptung dieses Engländers, wenn man sie von den etwa mit unterlaufenden Spöttereyen, von welchen ich ein Feind bin, absondert, einen guten Verstand geben könnte.“

Der Auszug steht im *Journal littéraire* im VI. Bande S. 141 bis 155.[1] Seine Erwähnung an dieser Stelle scheint mir aber in-

[1] *Journal Littéraire* 1715. tome VI. Der Titel der englischen Schrift selbst ist: *The Difficultys and discouragements which attend the study of the scriptures in the way of private judgment: In*

sofern nicht ohne Bedeutung, als die Form jener englischen Broschüre, welche dort excerpiert ist, vermutlich auf die Einkleidung der Liscowschen Gedanken über ein ähnliches Thema nicht ohne Einflufs gewesen ist; vor allem auf die konsequent durchgeführte Ironie und den Einfall, die antiorthodoxen Worte einem angeblich strenggläubigen Geistlichen in den Mund zu legen. Der Bemerkung, er habe den fraglichen Auszug „vor Jahren" gelesen, ist wohl keine sonderliche Beachtung zu schenken, da sie offendar nur im Geiste der „Rolle" des Mag. Zänker gemacht ist, der ein andermal schon seit 20 Jahren das Pfarramt zu verwalten behauptet, denn es finden sich auch in einzelnen Wendungen Liscows Anklänge an Gedanken und Ausdrücke jenes Artikels im *Journal littéraire*, die darauf hindeuten, dafs seit der Lektüre desselben noch nicht allzulange Zeit verflossen gewesen sein kann.

Beim Abschlufs dieser Bemerkungen über den ersten Abschnitt von Liscows litterarischem Wirken, welcher ausschliefslich religiöser Polemik gewidmet ist, mag das, was über seine sonstigen theologisch-philosophischen Pläne resp. Aufsätze bekannt geworden, gleich hier im Zusammenhang erledigt werden, mit Ausnahme der Vorrede gegen Reinbeck, welche bei Gelegenheit von Liscows Beziehungen zu Gottsched zur Sprache kommen wird.

Wir wissen noch von zwei Manuskripten Liscows, von welchen das eine sicher ein theologisches Thema behandelte; sie wurden dem Verfasser, wie Helbig (S. 60) berichtet, aus seinen beschlagnahmten Papieren wieder zurückgegeben und sind seitdem nicht wieder zum Vorschein gekommen.

Eine *Schrift wider des seeligen Herrn Dr. Löscher réflexions über die pensées libres*" und „*Gedanken über die Historie von Jacob und Esau.*"

---

order to shew, that since such a study of the scriptures is men's indispensuble duty, it concerns all Christian Societies to remove, as much as possible those discouragements. In a letter to a young Clergyman by a presbyter of the church of England. London 1714. Als Verfasser ward von einigen der Bischof von Chichester Dr. Hare genannt, was von andern, mit Rücksicht auf die offenbar antiorthodoxe Tendenz der Schrift bestritten wurde.

Helbig vermutet, sie seien in Liscows letzter Zeit in Dresden entstanden, mit mehr Wahrscheinlichkeit setzt man sie wohl ungefähr gleichzeitig mit der Schrift gegen Manzel und der *Epistel* an Lange.

Die fragliche Schrift Löschers war schon 1724 erschienen und die Bezeichnung „seeliger" auf dem Titel (Löscher starb 1759 in Dresden) vermutlich nur ein Vermerk des registrierenden Kanzlisten aus eigener Weisheit. Vielleicht ist dies „das Manuskript voll der allerkühnsten Zeichnungen von der Hand dieses unsres Swifts", das gleich auf den ersten Seiten „eine markichte Pfaffenzeichnung" enthielt, von dessen traurigem Flammentode durch Priesterhand Schubart (*Leben und Gesinnungen* I. S. 175 f.) einen jedenfalls etwas ausgeschmückten Bericht giebt.

Aus späteren Jahren, „als er eben die Sammlung satyrischer Schriften herausgegeben hatte", ist dann noch durch Nicolai (in der Gedächtnisschrift auf Joh. Jakob Engel. Berlin und Stettin 1806) uns eine Äufserung Liscows über die Apokalypse aufbewahrt. Liscow hatte, auf Empfehlung von Engels Vater, einem Prediger zu Parchim, mit dem er befreundet war und bis an sein Ende in Briefwechsel gestanden haben soll, den Kommentar des Vitringa über die Apokalypse entliehen, und schickte ihm das Buch zurück mit den Worten:

„Hier haben Sie ihren Vitringa zurück, mein werther Freund. Er deutet und deutet abermal, typisch und mystisch, thetisch und prophetisch, und da läfst sich endlich etwas herausdeuten. Indefs habe ich den tüchtigen Quartanten hinlänglich durchlaufen, um zu sehen, dafs wenn es dem heil. Johannes gefallen hätte, so viel Gelehrsamkeit und Mühe anzuwenden, um in seine Apokolypse Verstand hineinzuschreiben, als der ehrliche Campegius um Verstand hinein zu erklären, so würde sie ein ganz erträgliches Buch geworden seyn."

II. Sivers und Philippi.

Am 31. Mai 1729 berichten die „*Niedersächsichen Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen*“ unter Rostock, vom Mag. HEINRICH JACOB SIVERS aus Lübeck seien zwei kleine Schriften erschienen: eine *Oratio de gradibus ad honores academicos et ambiendis et aperiendis*, und eine *Dissertatio ex historia litteraria, sistens cantorum eruditorum decades duas.*

Am 6. Januar 1730 berichten sie wieder, eben dieser SIVERS werde monatlich „eine moralische Schrift in Versen: *Der Satyrische Patriot*“ herausgeben.

Vier Wochen später, am 3. Februar, wird gemeldet, das erste Stück des „*Satyrischen Patrioten*“ sei erschienen und handle „von der Poesie und deren Mifsbrauch.“

Ferner habe der Mag. SIVERS zur Eröffnung eines collegii disputatorii eine Abhandlung drucken lassen: „*Praevius discursus de contemtu poetarum laureatorum.*“

Am 14. April desselben Jahres hört man, der Mag. SIVERS habe eine Disputation gehalten „*De fide Salvifica*“.

Am 28. November kommt die Nachricht, der Mag. SIVERS habe seine akademischen Dissersationen etc. gesammelt und unter dem Titel *Opuscula Academica Varno-Balthica* erscheinen lassen, und der Herr Lic. v. SEELEN habe eine Vorrede dazu geschrieben „*Vom Mifsbrauch und rechten Gebrauch der heydnischen Fabeln.*“

Zugleich erfährt man, dafs „vorgedachter Autor, der sich auf alle Weise bey der gelehrten Welt im 21. Jahre seines Alters berühmt und bekandt zu machen gedenckt, auch seine *Vermischte und Satyrische teutsche Gedichte*“ herausgebe.

Vier Wochen später am 22. Dezember wird abermals die Welt mit der Nachricht beglückt, dafs jener Sivers, „kaiserl. gekrönter Poet und cand. min.“ den von Leipzig nach Lübeck berufenen Carpzov mit einem Gedichte: „*Die nach dem Trauren erfreute Eusebie*“ begrüfst habe.

Auch das folgende Jahr 1731 findet den unermüdlichen Lübecker Magister rüstig an der Arbeit.

Am 24. Mai liest man, dafs er an einer Übersetzung der Psalmen in deutschen Versen arbeite; am 16. Juli, dafs er eine *Dissertatio epistolica* gegen Erich Pontoppidan verfafst habe; und zugleich, dafs diese Schrift die 21ste des Magisters sei, „welches gewifs bey den noch frühen Jahren ein Zeugnifs eines groffen Fleifses dieses Mannes ist.“

Aber der Lohn bleibt auch nicht aus; am 18. Oktober liest man, dafs die Berliner Akademie Sivers wegen seiner „praeclaras animi atque ingenii dotes elegantissimarum et utilissimarum scientiarum solerti studio excultas et eximiis in publicam speciminibus comprobatas“ zum Mitgliede ernannt habe. Das in extenso abgedruckte Diplom ist datiert vom 28. Septbr. 1731 und von D. E. Jablonsky als Propräses unterzeichnet!

Wenn es überhaupt noch möglich, steigert sich Sivers' Thätigkeit, infolge dieser Anerkennung von aufsen, zu Beginn des folgenden Jahres noch mehr.

Die „*Hamburgischen Berichte von Neuen gelehrten Sachen*“ (herausgegeben vom bisherigen Redakteur der *Niedersächsischen Zeitungen* resp. *Nachrichten* Prof. Kohl) berichten schon am 12. Januar 1732 aus Lübeck, man drucke an der „*Geschichte des Leidens und Sterbens, der Auferstehung und Himmelfahrt Jesu Christi, aus den vier Evangelisten mit kurzen Exegetischen Anmerckungen aus dem alten und neuen Testament, den heil. Kirchen-Vätern, der Philologie*

und Antiquität erläutert, und nebst einer Vorrede von den Feinden und Freunden des Creutzes Christi, ans Licht gestellet von M. HENRICH JACOB SIVERS, *der Königl. Preufsischen Academie der Wissenschaften in Berlin Mitglied.*"

Vierzehn Tage später, am 26. Januar, bringen sie die erfreuliche Mitteilung, der Text besagter Passion werde alten Leuten zum besten mit grofsen deutschen Lettern gedruckt; ferner würden die abweichenden Versionen der BUGENHAGENschen niedersächsichen Ausgabe von 1531 mit beigefügt werden, wie denn die Anmerkungen zwar kurz, aber derart seien, dafs sie einen grofsen Kommentar ersetzen könnten. Am Schlufs die fröhliche Verheifsung, Ende des Monats werde das Buch in Hamburg und Lübeck zu kaufen sein.

Kaum ist diese Schrift heraus, so kommt am 15. März schon aufs neue die Kunde, dafs SIVERS „*Kurtze Andachten in gebundener und ungebundener Rede über einige Stücke aus der Leidensgeschichte*" habe drucken lassen. Aber damit nicht genug, erfährt man auch von der Thätigkeit des Magisters auf einem Gebiete, das er bisher noch nicht betreten, ja das ihm so fern zu liegen schien, wie nur irgend jemand. Unter dem Gesamttitel „*Curiosa Niendorpiensia*" hat er gar gelehrte Betrachtungen über merkwürdige Steine, die er am Strande der Ostsee gefunden, in die Öffentlichkeit gebracht. Das erste *Specimen* ist der Berliner Akademie gewidmet, als Dank des Verfassers für seine Aufnahme, und handelt u. a. von einem „lapis musicalis", auf welchem der Verfasser Noten entdeckt hat, und von dem eine Abbildung der Schrift beigefügt ist.

In diesen kurzen Zeitungsnotizen ist die beste Charakteristik von LISCOWS zweitem Gegner enthalten. Sie zeigen uns das Bild einer Lokalberühmtheit von sehr zweifelhafter Berechtigung, welche mit durchaus „untauglichen Mitteln", aber mit unverkennbarem Talent für die Reklame und daher auch nicht ohne einen gewissen äufseren augenblicklichen Erfolg sich zu einer „wissenschaftlichen Gröfse" um jeden Preis schreiben will.

SCHMIDT VON LÜBECK (*Historische Studien* S. 144) hat den Haupteinflufs auf Lübecks Kultur, während der gröfsern Hälfte des

18. Jahrhunderts dem bereits mehrfach erwähnten Lic. von Seelen, dem Rektor des Katharineums, zugeschrieben. Das ist wohl zuzugeben. Wenn er aber dann als den Charakter der v. Seelenschen Schule Tüchtigkeit und gründliche Gelehrsamkeit angiebt, so ist dagegen doch mancherlei einzuwenden. Eben dieser Sivers ist ein Schüler von Seelens, und zwar, was hier entscheidend ist, ein offenbarer Günstling desselben. Wir haben gesehen, dafs die *„opuscula academica"* unter der schützenden Flagge einer Vorrede von Seelens in die gelehrte Welt hinaussteuerten, und es sind alle Anzeichen vorhanden, dafs der Lehrer auch später seinen Schüler nicht hat fallen lassen. Noch im Jahre 1754 widmete Sivers ein Exemplar seiner „merkwürdigen" in schwedischer Sprache geschriebenen Abhandlung *„En merkwürdigt Stücke af Konung Gustafs ten Förstes Historia"* von Seelen als „Fautori et Gamalieli honoratissimo".[1] Dafs von Seelen nun bei seiner eigenen gründlichen Bildung nicht im innersten die Hohlheit und Albernheit seines Zöglings erkannt hätte, ist wohl kaum zu bezweifeln, aber es ist nur zu wahrscheinlich, dafs ihm die fanatisch orthodoxe Gesinnung, in welcher er mit dem Schüler sympathisierte, das klare Urteil über dessen wissenschaftliche Leistungen etwas trübte.

Sicher ist, dafs Sivers, trotzdem er Albernheit auf Albernheit häufte, von der Persönlichkeit, welche in Lübeck vor allem dazu berufen gewesen wäre, diejenige Zurechtweisung, resp. Warnung nicht erhielt, die sein Treiben verdiente; ja, dafs er von dieser sogar begünstigt und dadurch in der weiteren Verfolgung seiner thörichten Spielereien nur bestärkt und ermuntert wurde.

So kam es, dafs ein anderer sich seines Elends erbarmen mufste, dafs er in Liscows Hände fiel.

Wie der oben mitgeteilte Brief Le Févres andeutet, hatte man im Liscowschen Kreise schon seit einiger Zeit dem himmelanstrebenden Genie des jungen Sivers ein für diesen keineswegs schmeichelhaftes

[1] Das Exemplar mit der Widmung von Sivers' Hand befindet sich auf der Lübecker Stadtbibliothek. Die Schrift selbst gibt den früheren des Verfassers an Abgeschmacktheit nichts nach. vgl. auch Classen S. 15 Anm.

Interesse zugewandt, ja man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, dafs die Parodie[1] auf ein *„Avertissement“* von Sivers, (in welchem dieser im Dezember 1730 ein *„itzt lebendes gelehrtes Lübeck“* ankündigte), welche im Januar 1731 erschien, wenn auch nicht von Liscow allein verfafst — dagegen spricht seine ausdrückliche Angabe in der Vorrede der *Sammlung* (S. 9 resp. 11), die *„Anmerkungen über die Zerstörung Jerusalems“* seien seine erste Schrift gegen S. — so doch unter seiner Mitwirkung, in seinem Kreise entstanden ist. Darauf deutet auch, dafs Sivers bei einer satirischen Anzeige seiner Passionsgeschichte, welche von Lübeck aus eingeschickt, im *„Hamburgischen Correspondenten“* vom 20. Februar 1732 abgedruckt worden war, sofort auf Liscow als Verfasser riet.

Notwendig aber ist es, endlich einmal Liscow von dem unwürdigen Verdachte zu reinigen, der seit Dreyers Mitteilungen in den *„Papieren des Kleeblatts“* auf ihm geruht hat, als sei möglicherweise ein Motiv zu seinen Angriffen auf Sivers in einem Rachgefühl gegen dessen Vater zu suchen, welcher ihn um die Stelle eines Erziehers im v. Thienenschen Hause gebracht habe. Mag Liscow diese Stelle als Erzieher der beiden Stiefsöhne des Domdechanten von Thienen gleich nach seiner Ankunft in Lübeck, oder erst später erhalten haben, sicher ist, dafs er sie, wie aus dem im Anhang abgedruckten Briefe Joachim Friedrich Liscows an Gottsched vom 13. Nov. 1733 hervorgeht, Ende 1733 noch inne hatte, und schon im Herbst 1732 war — wie wir aus einem Briefe Friedr. v. Hagedorns vom 3. Oktober 1732 wissen — Liscows letzte Schrift gegen Sivers *„Der sich selbst entdeckende X. Y. Z.“* im Manuskript druckfertig. Dreyers „authentische Nachricht“ erweist sich also als eine alles thatsächlichen Anhaltes entbehrende Fabel. Über die Geschichte seines Streites mit Sivers hat Liscow selbst in der Vorrede zur *Sammlung* sich so eingehend ausgesprochen, dafs füglich hier darauf verwiesen werden kann; nur einige Ergänzungen sind notwendig.

Zunächst ist beachtenswert die unglaubliche Geschwindigkeit, mit welcher die Liscowschen Satiren aufeinander folgen, welche

[1] vgl. den Anhang.

allein schon auf das Opfer einen geradezu niederschmetternden Eindruck machen mufste. Kaum hat dieses sich von dem ersten Schlage erholt, so kracht schon der zweite auf seinen schmerzenden Schädel.

Am 20. Februar 1732 erscheint die satirische Rezension der SIVERSschen Passion im „*Hamburgischen Correspondenten*“[1]; ist LISCOW wirklich nicht ihr Verfasser — er leugnet es bekanntlich — so ist sie doch sicher nicht ohne sein Zuthun entstanden, obwohl er auch das in Abrede stellt.

Am 26. Februar folgt SIVERS' geharnischte Gegenerklärung ebenfalls im Correspondenten. Vor Anfang März kann also LISCOWS erste Satire nicht erschienen sein; und vermutlich noch im April folgt die „*Vitrea fracta*“. Auch „*Der sich selbst entdeckende X. Y. Z.*“ ist spätestens im September 1732 geschrieben, wenn er auch erst viel später, im Herbst 1733, gedruckt worden.

Die drastische Wirkung der Züchtigungen wird dadurch noch erhöht, dafs SIVERS, trotzdem er in LISCOW seinen Peiniger vermutet, mit Drohungen gegen ihn um sich wirft, doch nicht wagt, gegen ihn direkt vorzugehen. In ohnmächtiger Wut ruft er sogar von der Kanzel die Strafen des Himmels auf das Haupt seines namenlosen Gegners herab, wobei ihm sehr wenig appetitliche Zufälle begegnen, und flüchtet sich schliefslich wie ein Knabe, dem ein stärkerer eine Tracht Prügel verabreicht hat, unter den Schutz seiner geistlichen Vorgesetzten, ihnen seinen Leid zu klagen; dort nimmt man ihn mit zärtlichem Mitleid auf und ist nur zu gern bereit gegen den Störer des Friedens, dessen Schriften keineswegs die nötige Ehrfurcht vor dem geistlichen Ministerium spüren lassen, dessen Bibelfestigkeit nur in Citaten an unpassender Stelle sich äufsert, das Verdammungsurteil als Pasquillant zu bestätigen. LISCOW spricht noch 7 Jahre später recht nachdrücklich von „gewissen einfältigen und murrischen Priestern.“

---

[1] Die sämtlichen in der Folge erwähnten Rezensionen findet man, wenn nicht ausdrücklich das Gegenteil bemerkt wird, von LISCOW selbst zusammengestellt, im „Anhang“ seiner *Sammlung* abgedruckt.

Überhaupt gehörte eine so tapfere und sorglose Natur wie die Liscows dazu, gegenüber dem Zorn der geistlichen Obern, in einer Stadt, in der er Fremdling war, den Kopf oben zu behalten, und vor allem den Humor nicht zu verlieren. Letzterer äufserte sich allerdings bei ihm in einer das Mafs erlaubter Derbheit etwas überschreitenden, ja uns geradezu verletzenden Weise, indem er um den Spafs des Versteckspiels auf die Spitze zu treiben im *sich selbst entdeckenden X. Y. Z.*[1] einen in Lübeck jedermann bekannten, harmlosen Kandidaten der Theologie mit Namen als Verfasser auf den Titel setzte. Eine „moralische Unfeinheit," die, wie Gervinus mit Recht sagt, noch an das grobe Geschlecht des 17. Jahrhunderts erinnert.[2]

Offenbar hat auch Liscow selbst anfangs Bedenken getragen, den an und für sich ja drolligen Einfall zu veröffentlichen; wahrscheinlich that er letzteres erst auf Hagedorns Drängen, welcher diese Schrift besonders hoch stellte.

Ein unbefangenes Unteil wird dem kaum beitreten können. Allerdings sind die drei Satiren gegen Sivers weder der Form noch dem Inhalt nach mit der *Epistel* an Lange zu vergleichen, aber sie sind untereinander doch nicht von gleichem Wert. Das schwächste von den dreien ist zweifellos die erste Satire. Ihr ursprünglicher Charakter als eines gelegentlichen Scherzes, unter Freunden in lustiger Stunde ausgeheckt, verleugnet sich nicht. Die Formlosigkeit und Nichtigkeit tritt noch schärfer hervor, wenn man die kleine Schrift in der Gestalt sieht, in welcher sie zuerst als Einzeldruck, sowie im ersten der beiden Drucke der Sammlung von 1739 erschien, wo blofs die Anmerkungen, ohne den Siverssschen Text abgedruckt sind. Die Anmerkungen sind nun allerdings zum Teil drollig und ahmen den

---

[1] In den „*Anmerkungen zur Historie von der Zerstörung der Stadt Jerusalem*" hatte er sich als: „X. Y. Z. Rev. Min. Cand." bezeichnet.

[2] Übrigens, war Bacmeister keineswegs, wie Gervinus annimmt, ein „blödsinniger Mensch", und die Charakteristik, welche Liscow von ihm in der Vorrede zur *Sammlung* gibt, er sei ein auffallend höflicher, bescheidener Mensch gewesen, erklärt zur Genüge, wie Liscow der Gedanke kitzeln konnte, gerade diesen als den Verfasser der beifsenden Satiren hinzustellen. Bacmeister gehörte zu den Lehrern des blindgeborenen Lübeckischen Gelehrten A. D. Leopold, für den sich auch Lange interessierte, und war später Pastor in Breitenfelde.

SIVERSschen Ton mit Glück nach, allein der in ihnen enthaltene Witz erhebt sich an keiner Stelle über das Niveau einer guten Kneipzeitung.

Die Vorrede dazu, welche den Feldzug gegen SIVERS förmlich eröffnet, ist das Beste. In angemessener Kürze wird eine ironische Charakteristik des Gegners und seines Treibens gegeben, die nach der formalen Seite mit zu dem Besten, was LISCOW geschrieben, gehört. Nur wird man, wie fast allemal bei ihm, in der Lektüre das Gefühl des Bedauerns nicht los, daſs so viel Geist und Witz an einen so nichtigen Gegenstand verschwendet wird.

Eng mit dieser Satire hängt zusammen und steht ihr auch im Werte am nächsten die dritte „*Der sich selbst entdeckende X. Y. Z.*“ HAGEDORN nennt sie „sehr beiſsend und noch feiner geschrieben, als die erste Parodie;“ unter welcher letzterer er aber, wie es fast scheint, nicht die „*Anmerkungen zur Zerstörung der Stadt Jerusalem*“ sondern die „*Vitrea fracta*“ versteht.

Vorangeschickt ist eine „Vorrede des Verlegers,“ in welcher dieser von seinen langen vergeblichen Versuchen die Person des X. Y. Z. zu ergründen berichtet. Interessant ist darin vor allem eine Äuſserung, wonach es den Anschein gewinnt, als wolle LISCOW den Verdacht der Autorschaft auf seinen Bruder JOACHIM FRIEDRICH lenken, wenn er nämlich den Verleger sagen läſst, er habe sich an alle Nachrichten über den angeblichen Verfasser der „*Anmerkungen über die Zerstörung Jerusalems*“ eben so wenig gekehrt, „als an das Vorgeben desjenigen, der mir neulich als ein sonderbahres Geheimniſs offenbarte, daſs nicht der X. Y. Z., sondern sein Bruder, der noch ein ärgerer Spötter, das MSt., so ich jetzt der Welt vor Augen lege, verfertiget.“

Ähnlich sähe beiden Brüdern dies Versteckspiel schon, haben sie es doch später PHILLIPPI gegenüber noch drastischer gemacht; und Sitte der Zeit war es auch, man erinnere sich nur an das Verhalten des Ehepaars GOTTSCHED bei ähnlichen Gelegenheiten. Vielleicht hatte sich auch der jüngere Bruder, der zur Zeit des Erscheinens der Schrift kürzlich die Redaktion des gelehrten Artikels im *Hamburgi-*

schen Correspondenten übernommen hatte, bis zu seiner Übersiedelung zugleich mit dem Satiriker in Lübeck aufgehalten; und daher mochte ein solches qui pro quo nicht allzu unwahrscheinlich gelten.

Auf „die Vorrede des Verlegers“ folgt ein „Vorbericht“ des angeblichen X. Y. Z., in welchem derselbe vor allem seinem Entsetzen darüber Ausdruck gibt, wie man einen Mann seines Charakters und Standes als Pasquillanten habe verdächtigen können. Dasselbe Thema, nur weiter ausgeführt, und mit Anekdoten von der Wirkung der Siversschen Kanzelberedsamkeit im St. Annenkloster ausgeschmückt, bildet den Inhalt der Schrift selbst.

Wesentlich Neues, was nicht schon in der Vorrede zu den *Anmerkungen von der Zerstörung* eben so gut und vielleicht besser gesagt wäre, findet sich in der ziemlich breiten Ausführung nicht. In den Augen jedes Unbefangenen war Sivers schon durch die beiden ersten Satiren vernichtet, und Sivers und seine Freunde aufzuklären und zu bessern, durfte Liscow, obwohl er sich den Anschein gibt, doch im Ernste nicht hoffen.

Sehr richtig läfst er den X. Y. Z. einmal sagen, Sivers sei im Besitz einer Art Passauer Kunst, er sei unwiderleglich. Der Zweck, ihn blofs zu stellen, war vollkommen erreicht, das weitere Breittreten des Gegenstandes, besonders bei der gleichzeitig hervortretenden Neigung, dem Stoff durch Lokalanekdoten, Anspielungen auf Lübecker Persönlichkeiten und Verhältnisse, die daher auch nur dort verständlich waren, einen neuen Reiz zu verleihen, drückten die ganze Fehde auf das Niveau der Lokalsatire, um nicht zu sagen des Stadtklatsches herab.

Ungleich bemerkenswerter und bedeutungsvoller ist die zwischen den beiden erwähnten Satiren entstandene „*Vitrea fracta oder Schreiben des Ritters Clifton an einen gelehrten Samojeden. . . . . . Aus dem Englischen ins Deutsche übersetzet.*“

Sie hat den grofsen Vorzug vor jenen voraus, dafs sie sachlich den Albernheiten des Sivers mit derselben Schärfe der Ironie zu Leibe geht, sich aber dabei frei hält von jenen kleinen persönlichen

Ausfällen, welche an die dunstige Atmosphäre spiefsbürgerlichen Stadtklatsches gemahnen.

Die Satire beschäftigt sich ausschliefslich mit der Ernennung Sivers zum Mitgliede der Berliner Akademie. Die Geifselhiebe, welche darin ausgeteilt werden, fallen daher nicht auf Sivers allein, sondern auch auf die Akademie; ja, diese bekommt, und das mit vollem Recht, den Löwenanteil der Züchtigung.

Wenn Sivers, der übrigens in dieser Schrift nie mit seinem wirklichen Namen, sondern stets als Makewind bezeichnet wird, seine Albernheiten nicht bei sich behalten konnte, sondern vor aller Augen seine Blöfse aufzudecken für gut fand, so war das immerhin etwas, was er mit sich selber auszumachen hatte; wenn aber eine Akademie, wie die Berliner, dem Geiste ihres Begründers die Schmach anthun konnte, diese Faseleien öffentlich mit der höchsten Belohnung, welche sie zu verleihen hatte, der Ehre ihrer Mitgliedschaft, zu krönen, dann war es wirklich Zeit, wider diesen Unfug Einspruch zu erheben.

Liscow entledigte sich seiner Aufgabe, im Namen der Gelehrtenwelt dies Treiben der Akademie öffentlich zu brandmarken, in glänzender Weise; es ward ihr nichts geschenkt. Einige, berichtet er z. B., konnten den unbegreiflichen Schritt nur dadurch erklären, dafs die Akademie zu üppig geworden sei und daher den Makewind aus denselben Gründen aufgenommen habe, aus welchen die Damen sich der Schönpflästerchen bedienten. Ein andres Gerücht erzähle, die Aufnahme sei an die Bedingung geknüpft, in Zukunft nichts mehr zu schreiben. Das kräftigste und für beide Teile gleicherweise bitterste Urteil fafst er in das angebliche bon mot des Herzogs v. N., „man dürfe sich nicht wundern, die Akademie sei ja ein corpus mysticum: Il faut donc, qu'elle ait ses parties honteuses!“

Wie schon der Titel zeigt, wird fingiert, die Satire ziele auf englische Zustände, sämtliche Namen sind daher englisch, und die Akademie, von der die Rede ist, befindet sich in London. Makewind-Sivers hat in Cambridge studiert. Doch ist die Verkleidung

so durchsichtig, dafs jeder, der weifs, worum es sich handelt, sofort die wahren Persönlichkeiten erkennt, während doch anderseits auch der unbefangene und nicht eingeweihte Leser ein zwar auf andere Voraussetzungen sich gründendes aber nicht minder lebhaftes Behagen empfindet.

Die Situation ist an sich so reich an komischer Wirkung und ist aufserdem mit solchem Geschick künstlerisch ausgebeutet, dafs sie, auch losgelöst von allem Persönlichen und Thatsächlichen, als freie Erfindung für sich ihre Wirkung thut und Reiz ausübt.

Das englische Kolorit, der Zusatz „aus d. E. übersetzt", scheint auf den Einflufs SWIFTS zu deuten. Es soll auch nicht geleugnet werden, dafs SWIFT auf die Kostümfrage bestimmend eingewirkt hat; aber man mufs sich hüten, aus dieser Äufserlichkeit mehr zu folgern.

1729 war in Altona die Übersetzung der beiden Teile des „*Märchens von der Tonne*" von G. CHR. WOLFF erschienen. SWIFT begann in die Mode zu kommen, und man gewöhnte sich daran, England als die Heimatstätte der Satire in prosaischer Form zu betrachten.

Es ist möglich, ja sogar wahrscheinlich, dafs es die Lektüre SWIFTS und die Erwägung des eben erwähnten Umstandes war, welche L. veranlafsten, seine Satire für eine Übersetzung aus dem Englischen auszugeben. Aber darüber hinaus erstreckt sich der Einflufs des Engländers nicht, der Grundcharakter beider, die Ziele, welche sie mit ihrer Satire verfolgen, sind, wie an anderer Stelle ausgeführt ist, zu verschieden, ja einander fast entgegensetzt. Und so ist es denn auch bei dieser einmaligen äufsern Reminiszenz geblieben. Das Titelwort selbst, „*Vitrea fracta*", „*Lappalien*" ist dem PETRON entnommen, und aus diesem, und nicht durch Vermittelung LISCOWS war vermutlich der Ausdruck auch LESSING geläufig, der seinen Aufsatz *Ehemalige Fenstergemälde im Kloster Hirschau* mit den Worten beginnt: „*Vitrea fracta*! dürfte bei dieser Aufschrift vielleicht ein Leser denken, der ekler ist, als ich ihn mir wünsche." (HEMPELsche Ausg. XIII. S. 382).

Mag es nun das richtige Gefühl, sich bereits mehr mit Sivers abgegeben zu haben, als dieser Fant verdiente, gewesen sein, das Liscow zum Abbrechen des Kampfes veranlafste, oder auch der fühlbare Unwille der mafsgebenden Persönlichkeiten in Lübeck, genug, er machte ein Ende und würde, wenn es ganz nach seinem Sinne gegangen wäre, dies Ende an einer früheren und passenderen Stelle gemacht haben. Ganz freilich liefs er Sivers auch jetzt noch nicht los, indem er ihm zwei Jahre später noch einmal, mit den Leidensgefährten, welche er inzwischen gefunden, seinen unvergänglichen Ehrenplatz unter den elenden Skribenten anwies. Ich erwähnte bereits, dafs Sivers auch in späterer Zeit sichtlich bemüht gewesen ist, sich dieser Ehre bis an seinen Tod würdig zu erweisen. Die Berliner Akademie scheint Gelegenheit gefunden zu haben, sich des aus Versehen kreierten Mitgliedes auf gute oder böse Art wieder zu entledigen. Wenigstens steht Sivers' Name nicht in einem Mitgliederverzeichnis von 1739.[1]

Noch war mit Sivers das letzte Wort nicht gesprochen, als Liscow, über den eine förmliche Fehdelust gekommen zu sein schien, sich schon ein neues Ziel erwählt und fast zugleich damit bereits den ersten Pfeil auf dasselbe abgeschossen hatte.

Am 3. Oktober 1732 schreibt Hagedorn an Wilckens:[2]

„Allhier wird eine sehr wohlgerathene Satyre auf den grofsen Philippi zu Halle gedruckt. Sie rühret von derselben Feder her, deren Schärfe der arme Sievers[3] empfunden und führet folgenden Titel: *„Briontes der Jüngere oder Lob-Rede auf den . . . Herrn Dr. Johann Ernst Philippi etc.“*

Philippi hatte sich an letzter Stelle für diesen unvermuteten Angriff bei niemand anders zu bedanken, als bei seinem Vorgänger und Leidensgefährten Sivers. Liscow erzählt selbst, dafs „gewisse Leute in Sachsen“ durch seine Schriften gegen Sivers auf ihn aufmerksam wurden, welche in ihrer nächsten Umgebung einen Sivers

---

[1] Rathlef, *Geschichte jetzt lebender Gelehrten.* III. S. 231 ff. (Zelle 1741.)

[2] Ungedr. Brief d. Hamb. Stadtbibliothek.

[3] Liscow und seine Freunde schreiben den Namen beständig „Sievers“, während S. selbst sich stets „Sivers“ schreibt. vgl. auch Classen S. 6. Anm. 11.

in höherer Potenz zu bewundern und zu ertragen hatten, nämlich eben jenen Professor Philippi zu Halle, und welche daher in Liscow die geeignete Persönlichkeit gefunden zu haben glaubten, wie ein zweiter Herkules auch ihre Gegend, resp. ihre Universität von dieser Landplage in Gestalt eines Professors der Beredsamkeit zu säubern. In ziemlich naiver Weise sandte man ihm, um ihm Appetit zu machen, die letzten litterarischen Greuelthaten Philippis samt einigen Personalnotizen, mit dem ergebensten Ersuchen, seines Scharfrichteramtes rüstig und schneidig zu walten. Liscow besann sich nicht lange, die Aufgabe reizte ihn, er hatte durch Sivers an derartigen Hinrichtungen Geschmack gefunden, und die Art, wie er seinem Auftrage nachkam, übertraf die kühnsten Erwartungen derer, die seine Hilfe requiriert hatten; er liefs nicht eher von seinem Opfer wieder los, als bis dasselbe moralisch tot und vernichtet am Boden lag. In den letzten Stadien des Kampfes — wenn hier überhaupt von „Kampf" die Rede sein kann, wo immer nur der eine Teil die Schläge bekommt, — ist die Gestalt des Gegners lediglich Mitleid erregend, und es würde Liscows Ruhme keinen Eintrag gethan haben, hätte er seinen Triumph nicht so bis zur Neige ausgekostet. Es liegt eine Grausamkeit in diesem Würgen des kaum noch lebenden unterlegenen Feindes, die mit Liscows sonstigem Charakter in einigem Widerspruch zu stehen scheint. Sie ist auch nur zu erklären aus einer Art Berserkerwut, die sich seiner im Verlaufe des Kampfes bemächtigte, und welche erst von ihm wich und einer milderen Auffassung Platz machte, als andere neue Eindrücke stärker auf ihn zu wirken begannen. Grofsmut ist sonst gerade eine der hervorstechendsten Eigenschaften Liscows, und dafs er sie auch Philippi gegenüber nur zeitweise vergessen, hat er später bewiesen.

Philippi ist in dieser an Abenteurern so reichen Zeit sicherlich eine der nicht am wenigsten abenteuerlichen Erscheinungen. Man möchte ihn einen Dippel in verkleinerter Gestalt nennen. Er teilt mit diesem den Charakter und das Schicksal. Dieselbe wüste Sinnlichkeit, welche dem Demokritus Christianus so viel zu schaffen

machte, bereitete „Briontes dem Jüngern" überall, wo er sich eine Zeitlang aufgehalten, Ungelegenheiten. Dieselbe wunderbare Begabung, überall und Jedermann zu beleidigen und zu ärgern, welche Dippel von einer Stadt in die andere, durch Deutschland, Holland, Dänemark und Schweden jagte und ihn nirgends Ruhe finden liefs, ward auch das Verderben Philippis.

Sein ganzes Leben ist eine Kette von unbesonnenen Streichen, welche gegen das Ende zu deutliche Spuren des Wahnsinns zeigen. Es ist aber sehr schwer, bei ihm nachzuweisen, wie stark von anfang an eine durch sinnliche Ausschweifungen hervorgerufene Zerrüttung seines Nervensystems auf alle die Seltsamkeiten eingewirkt hat, durch welche er Jahre hindurch in Gelehrtenkreisen teils Heiterkeit, teils Ärger erregte. Übrigens war er von Hause aus nicht ohne gute Begabung, dazu rührig und emsig, wie wenige, aber völlig ohne Urteil, und ohne jedes Taktgefühl. Und so hat er, obwohl ihm wie Dippel zuweilen sehr übel mitgespielt worden ist, ebenso wie dieser am letzten Ende sich sein Schicksal selber heraufbeschworen.

Wirft man einen Blick in die Schriften des Mannes, auch aus seiner besseren Zeit, so ist man allerdings erstaunt, wie es möglich war, dafs eine so zerfahrene Persönlichkeit, wenn auch nur wenige Jahre, eine Art von Rolle spielen, vor allem bei der Bewerbung um die hallenser Professur einem Gottsched den Rang ablaufen konnte. Das eine geht aber jedenfalls unwiderleglich aus dieser sowohl wie einigen noch später zu berührenden Thatsachen hervor, dafs in der damaligen Gelehrtenwelt, vor allem an den Universitäten, sehr, sehr vieles faul war, und dafs es daher ein unleugbares Verdienst Liscows gewesen ist, dadurch, dafs er Philippi, als Symptom dieser Fäulnis, an den Pranger stellte, zur Beseitigung jener Mifswirtschaft vor allen Dingen beigetragen zu haben.

Danzel meint gelegentlich (*Gottsched u. s. Zeit.* S. 232), der Gottschedsche Briefwechsel gäbe Stoff zu einer ganzen Biographie Philippis; er hätte hinzusetzen sollen, vor allem äufserst pikante Aufschlüsse über das Verhalten Gottscheds gegen Philippi, woraus hervorgeht, dafs dieser „dem anerkannt schlechten Subject" gegenüber, „an

dessen Erbärmlichkeit kein Mensch zweifelte“, keineswegs denjenigen Grad von „Menschenkenntnis“ bewiesen hat, die man bei einem Manne von seiner Bedeutung doch wohl sollte erwarten, wenn nicht fordern dürfen; vor allem ist es höchst charakteristisch, dafs er sich nicht eher gegen PHILIPPI herausgetraut, als bis dieser von LISCOW schon seine wohlverdiente Abfertigung erhalten hat; da beginnt er auch tapfer mit drauf zu schlagen.

Zu der Zeit, als PHILIPPI LISCOWS Aufmerksamkeit erregte, mochte er einige dreifsig Jahre zählen, hatte aber trotzdem schon eine sehr lebhafte Vergangenheit hinter sich.

Zu Beginn der zwanziger Jahre hatte er, wie es scheint, in Leipzig als Magister Vorlesungen zu halten begonnen und hätte auch wohl, bei den guten Verbindungen, welche sein Vater, der Hofprediger in Merseburg war, nach Dresden hatte, auf baldige Beförderung rechnen können, wenn er nicht 1726 in die auch von LISCOW erwähnten Händel verwickelt worden wäre und sich dadurch in Leipzig unmöglich gemacht hätte.

1729 ist er in Merseburg, vermutlich als Advokat, und erregt dort, wie TRILLER an GOTTSCHED berichtet (6. September 1729) in der Hofgesellschaft unliebsames Aufsehen durch seine taktlosen Gelegenheitsgedichte. Man bittet ihn dringend, „dafs er sich bey vorfallenden Gelegenheiten mit seiner hohen Poesie weiter keine Mühe geben solle.“

Lange aber duldet es ihn auch hier nicht, er mufs wegen Verletzung des Duellmandats flüchten, geräht nach Halle und dort fällt ihm im Sommer 1731[1] — nicht zu seinem Glück! — die neu errichtete Professur der deutschen Beredsamkeit in den Schofs.

Am 6. August desselben Jahres hält er seine Antrittsrede *„von denen Rechten der akademischen Freyheit“* „in dem solennen Hör-Saal.“[2]

---

[1] Das königliche Dekret, durch welches dem Dr. PHILIPPI „der Uns wegen seiner guten Geschicklichkeit und Qualitäten sonderlich gerühmet worden“ „die würckliche öffentliche Professur der deutschen Beredsamkeit“ übertragen wird, ist aus Berlin vom 17. Juni 1731 datiert (vgl. PHILIPPI *Sechs deutsche Reden*. Leipzig 1732. S. 79.)

[2] Nach den *„Hamburgischen Berichten von neuen gelehrten Sachen“* 1733 No. 23 (20. März) ist diese Übersetzung des bisher üblichen Wortes „Auditorium“ auf PHILIPPI zurückzuführen.

Unter den eingelaufenen Gratulationsschreiben befindet sich auch eines von Gottsched. Philippi hat freilich wohl nicht so unrecht, wenn er später meint, dafs schwerlich dieser Glückwunsch sehr von Herzen gekommen sei, denn Gottsched hatte sich selbst starke Hoffnung auf die Stelle gemacht und mufste doppelt dadurch verletzt sein, dafs man einen Philippi ihm vorgezogen, dafs dieser an seiner Stelle „der erste öffentliche Lehrer der deutschen Sprache in ganz Deutschland“ geworden. Trotzdem schliefst er: „Unserer Gesellschaft gereicht es zu besonderer Ehre, dafs eben ein Mitglied derselben dazu tüchtig erfunden und berufen worden.“[1]

Die erwähnte „Gesellschaft“ ist die „Deutsche Gesellschaft“, der Philippi schon seit 1726 angehörte. (Seit 1727 war er auch Mitglied der „Vertrauten Rednergesellschaft“). Es ist bezeichnend für das litterarische Selbstbewufstsein und Anstandsgefühl dieser Vereinigung, dafs sie später, als Philippi zum Teil durch Liscows Satiren, zum Teil durch den Verlust seiner Professur, der allgemeinen Verachtung und damit dem Elend anheimgefallen war, es versuchte, dieses kompromittierende Mitglied von ihren Rockschöfsen in der Weise zu schütteln, dafs man wegen einiger bei seiner Aufnahme nicht beachteter Formalitäten seine Mitgliedschaft überhaupt in Abrede stellte. In einem Briefe an Gottsched vom 22. April 1733 spricht sich Mosheim ganz unbefangen darüber aus.

Von dergleichen war im Jahre 1731 nicht die Rede; Gottsched und Philippi standen wenigstens äufserlich in durchaus freundschaftlichem Verkehr; ja, Ironie des Schicksals! es hat sich ein Brief Philippis vom 30. Oktober 1731 erhalten, in welchem er Gottsched ganz ernsthaft den Vorschlag macht, mit ihren beiderseitigen Professuren zu tauschen! G. möge sich doch um die in Halle vakante Rektorstelle bewerben, „und solte ich meinen, da Sie zugleich auch hiesiger Academie in der deutschen Beredsamkeit und Poesie dienen könten, es wäre ein profitabler Vorschlag; da . . . . . ich hingegen

[1] Brief vom 9. Oktober 1731 abgedruckt in dem „Anhang“ zu Philippis Schrift: „*Cicero, ein grofser Wind-Beutel, Rabulist, und Charletan.*“ Halle 1735 S. 518 f.; eben dort sind auch die Belege für Philippis Zugehörigkeit zur deutschen Gesellschaft abgedruckt.

so nicht meinen sedem fixam hier aufschlagen, sondern nach Abwartung einiger Umstände mich nach Leipzig wenden werde. So solte, falſs Sie den Vorschlag annehmen und hierherzögen, ich aber hinüber, dies meine erste Bemühung seyn, daſs ihnen meine professio Eloqu. german. dabey conferirt würde."

Welch ein Gesicht mag Gottsched zu diesem „profitablen Vorschlag" gemacht haben! Man hat bisher angenommen, gerade er sei es gewesen, durch den Liscow auf Philippi aufmerksam gemacht und zu einem Angriff veranlaſst worden, und dafür scheint auſser anderm auch eine Äuſserung L.s in der Vorrede zu der *Sammlung* (S. 19. 25) zu sprechen: Gottsched habe am besten wissen können, daſs er — Liscow — den „*Briontes*" verfaſst habe. Dem ist aber, wie die im Anhang mitgeteilten Briefe Joachim Friedrich Liscows an Gottsched unzweifelhaft beweisen, nicht so.

Wahrscheinlicher ist diejenige Persönlichkeit, der so viel an einer Bloſsstellung Philippis gelegen war, in dessen nächster Nähe, im Kreise seiner Hallenser Kollegen zu suchen. Man hat wohl an den aus Hamburg gebürtigen Friedrich Wiedeburg zu denken, der im Jahre 1731 ebenfalls Professor in Halle geworden war, und der ganz besondere Veranlassung hatte, auf Ph. ungehalten zu sein, da dieser mit seiner „*Thüringischen Historie*", welche er dem Kronprinzen von Preuſsen gewidmet, einen durch keinerlei Fachstudien motivierten Einfall in das Arbeitsfeld Wiedeburgs unternommen hatte. W. zog denn auch — freilich ohne Namen zu nennen — in der Vorrede zu dem *Specimen I.* seiner *rerum Misniacarum* (Hamburg 1732) gegen die Schreibwut ruhmbegieriger Gelehrten energisch zu Felde. Daſs auch Philippi ihn, wenigstens später, in Verdacht hatte, beweist der Umstand, daſs er W. für den Verfasser des „*glaubwürdigen Berichtes eines berühmten Medici*" etc. hielt.[1]

[1] Vgl. „*Vertheidigungsschrifft oder der geheimen Patriotischen Assemblée underweitiges Bedencken an Herrn D. und Profess. Philippi, handelnd Von dem Rechte der verdeckten Schreib-Art bey Gelegenheit der zu Halle herausgekommenen Charteque.: Wahrhaffter Bericht eines hochberühmten Medici etc. betitult, abgelassen; sammt 2 curieusen Beylagen A und B.* Halle 1734. In Verlegung des Autoris." Wiedeburg wird darin sowohl unter dem Namen „Dr. Schlaumann" aufs heftigste angegriffen, als auch einmal mit seinen Anfangsbuchstaben — Herr D. F. W... (Dr. Friedrich Wiedeburg) zu H.. — als Verfasser des „*glaubwürdigen Berichtes*" bezeichnet (S. 20.)

Die Eröffnung der Feindseligkeiten gegen PHILIPPI aus dem GOTTSCHEDschen Lager erfolgte dagegen erst ein wenig später, nachdem bereits der „*Briontes*“ erschienen; wenn auch schon einige Zeit vorher beide Teile über die gegenseitigen Gesinnungen nicht mehr im unklaren waren, wie hätte sonst PHILIPPI auf GOTTSCHED als Verfasser des „*Briontes*“ fallen können.

Das aber, womit PHILIPPI sich wirklich die GOTTSCHEDsche Meute auf den Hals zog, war ein Angriff auf WOLFF in seiner 1733 erschienenen Abhandlung:

„*Mathematischer Versuch von der Unmöglichkeit einer ewigen Welt, sammt einem kurtzen Auszug der allerneuesten Schrifften, so in der bekannten Wolffischen Controvers darüber gewechselt worden; mit unpartheyischer Critic beurtheilet.*“ (Leipzig 1733.)

Eine mifsbilligende Äufserung über WOLFF galt in der GOTTSCHEDschen Schule als ein Majestätsverbrechen, auch schon lange bevor das streitbare Ehepaar durch MANTEUFFEL für die Alethophilen geworben worden; war doch 1731 schon jenes Buch aus GOTTSCHEDS Feder geflossen, das später, wie kein andres, zur Popularisierung und schnellen Verbreitung der WOLFFschen Ideen beigetragen hat, aus dessen Einführung als Lehrbuch auf höhern Schulen und Universitäten das plötzliche Heranwachsen des Wolffianismus zu einer beherrschenden Macht zum grofsen Teile zu erklären ist: „*Dis ersten Gründe der gesammten Weltweisheit.*“[1]

PHILIPPI, der es übrigens auch mit dem ihm eigentümlichen Geschicke mit WOLFFS Gegnern verdorben, hatte in der Person WOLFFS GOTTSCHED mit beleidigt, der ihm infolge dessen im 175. Teile der *deutschen Acta eruditorum* eine derbe, wiewohl verdiente Abfertigung zu teil werden liefs. Aber damit begnügte man sich nicht.

---

[1] Man denke an LANGE in Lübeck. GRAEFE, der Hofmeister des jungen MÜNCHHAUSEN, berichtet 1737 aus Halle an GOTTSCHED, dafs BAUMGARTEN über GOTTSCHEDS Buch kursorisch lese; infolge dessen sei in Halle kein Exemplar mehr zu bekommen; und der Mag. STEINAUER, der im Elsafs in einem adligen Hause Hofmeister ist, schreibt im September 1739, dafs er „auf Verlangen alle Tage eine Stunde“ aus der *Weltweisheit* lese. Wie würden Ew. lachen, wenn Sie in meinen Hörsal kämen, und mich unter einer Menge artiger Damen und Herren mit dero philosophischem Handbuche sitzen sähen.“

Man hatte inzwischen in Leipzig von Liscow gelernt, oder bildete es sich wenigstens ein, wenn man in Wahrheit auch im Abgucken nicht weiter gekommen war, wie der Wachtmeister im Wallenstein. Man versuchte es mit der Satire, und setzte auf ein *„Höfliches Sendschreiben an Tit. Herrn Johann Ernst Philippi wegen des mathematischen Versuchs von der Unmöglichkeit einer ewigen Welt, gestellet von Fünf Schwestern aus der vertrauten Rednergesellschafft.“*

Ein dürftiges, witzloses Machwerk und in so schlechtem Stil abgefafst, dafs selbst Philippi, der an der Identität der Verfasser des *„Briontes“* und dieses *„Sendschreibens“* festhielt, den Abstand bemerken mufste und auch dadurch zu erklären versuchte, dafs letzteres nachher noch durch fremde Hände gegangen und von diesen verballhornisiert worden sei (was ihn freilich an einer andern Stelle nicht hindert zu sagen, das *„Sendschreiben“* sehe dem *Briontes* so ähnlich, „wie ein Rabe dem andern“).

Ein näheres Eingehen auf diese, sowie die von andrer Seite gegen Philippi in diesen Jahren erschienenen *„Satyren“* lohnt sich ebensowenig, wie eine Analyse der zahlreichen Entgegnungen Philippis, in welchen er mit seiner Unart, sich in dunkeln Anspielungen zu ergehen, seine Gegner nie mit ihren wahren Namen, sondern stets mit abgeschmackten seiner eigenen Erfindung zu bezeichnen, den Leser in ein Labyrinth verlockt, in welchem den leitenden Faden zu finden resp. festzuhalten, jedenfalls heutzutage, unmöglich ist. Und vor allem kann es nie die Aufgabe wissenschaftlicher Forschung sein, für so inferiore Persönlichkeiten, wie Philippi und seine Gegner, mit alleiniger Ausnahme Liscows (Gottsched persönlich bleibt immer im Hintergrund) in Wirklichkeit waren, allemal den ganzen kritischen Apparat in Funktion zu setzen. In derlei Plunder herumzuwühlen, mag dem Liebhaber und Kuriositätensammler überlassen bleiben. Hier kann diese Materie nur so weit berührt werden, als Liscow in Frage kommt.

Wer Lust verspürt, eigene Nachforschungen anzustellen, sei hinsichtlich Philippis auf Hirschings *Historisch-litterarisches Handbuch* VII (1805) verwiesen, wo S. 204—221 die ausführlichsten

Nachrichten über seine persönlichen Schicksale, seine litterarischen Fehden etc. etc. zu finden sind. Verstreute Notizen über ihn enthalten auch die Jahrgänge 1732—42 *„der Hamburgischen Berichte von gelehrten Sachen“*, deren Korrespondent und Mitarbeiter Philippi eine Zeitlang gewesen ist, und welche daher auch nie in den von den beiden andern hamburgischen Zeitungen dem *„Correspondenten“* und den *„Niedersächsischen Nachrichten“* Philippi gegenüber angeschlagenen Ton mit eingestimmt haben.

Wir besitzen von Liscow im ganzen fünf selbständig erschienene Satiren, welche sich ausschliefslich mit Philippi beschäftigen, und deren Entstehungszeit in die Jahre 1732—35 fällt. Aufserdem bekommt Ph. sein Teil in der *„Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten“*, sowie in einzelnen nachweislich von Liscow verfafsten Rezensionen im *„Hamburgischen Correspondenten“* und den *„Niedersächsischen Nachrichten“*. In eben diesen Zeitungen finden sich, worauf später zurückzukommen, in Liscows Sinn geschriebene Aufsätze gegen Philippi aus der Feder Joachim Eriedrich Liscows und Friedrich von Hagedorns.

Erwähnt sei noch nachstehende Anzeige, in den *Niedersächsischen Nachrichten* vom 3. Juli 1733 (No. 51):

„Lübeck. Allhier siehet man man folgenden Tractat: *Herrn Johann Jacob Sievers M. Lob- und Trost-Schrifft an Herrn D. Joh. Ernst Philippi, Professor der deutschen Beredsamkeit in Halle: nebst einem mathematischen Versuch der Vergleichung des Poeten Orontes mit dem berühmten arabischen Dichter Tograi soviel möglich nach Art des P. Rapin in seinen Comparaisons des grands hommes etc.*

. . . Similes aliorum respice casus:
Mitius ista feres. Utinamque exempla dolentem
Non mea te possent relevare! sed et mea possunt.
Ovidius.“

Ich möchte jedoch bezweifeln, dafs diese Schrift erschienen sei; ich habe sie nirgendwo sonst erwähnt gefunden. Vielleicht stammte die, übrigens gar nicht üble, Idee aus jenem Lübecker

Kreise, der Liscow zu seinen Satiren gegen Sivers angeregt hatte, der es bedauern mochte, dafs Sivers durch Philippi in den Schatten gestellt zu werden drohte, und der daher durch diese Zusammenstellung auch Sivers wieder in den Vordergrund des Interesses rücken zu können hoffte.

Die gegen Philippi gerichteten Satiren Liscows sind ebensowenig, wie die drei, welche sich mit Sivers beschäftigen, einander an Wert gleich.

Auch hier können wir die zwei Gruppen unterscheiden: der litterarischen Satire auf der einen, und des persönlichen Angriffs auf der andern Seite.

Zu letzteren zählen wir den *„Glaubwürdigen Bericht eines berühmten Medici."* Merseburg 1734 und *„Die bescheidene Beantwortung der Einwürfe etc."* Halle 1735. In dieselbe Kategorie fallen endlich die *„Sottises champêtres."* Leipzig 1733. An letzteren ist freilich der Anteil Liscows verschwindend klein, so dafs sie ohne Schaden in der *„Sammlung"* hätten fehlen können, zumal das ganze weiter nichts ist als ein boshafter, völlig witzloser Streich, welcher durch die ihn veranlassende Taktlosigkeit Philippis kaum entschuldigt wird.

Zu den „litterarischen Satiren" sind zu rechnen der *„Briontes"* 1732 (*Sammlung* S. 127 ff. 135 ff.), die *„Unpartheyische Untersuchung der Frage ob die bekannte Satyre Briontes etc. eine strafbare Schrift sey."* Leipzig, 1733 (*Sammlung* S. 181 ff. 197 ff.), die *„Stand- oder Antrittsrede in der Gesellschaft der kleinen Geister."* 1733 (*Sammlung* S. 313 ff. 337 ff.) und endlich *„die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten."* 1734 (*Sammlung*, S. 435 ff. 473 ff.)

In allen letzterwähnten ist Philippi Zielscheibe der Angriffe nur als typischer Vertreter einer ganzen Klasse von Gelehrten, in den Schriften der ersten Gruppe sind seine persönlichen Schicksale Gegenstand des Spottes.

Dort handelt es sich um den anmafsenden phantastischen Gelehrten, der in seiner Thorheit und Schreibwut keine Grenzen kennt und der daher das „natürliche Oberhaupt der Gesellschaft der

kleinen Geister", die „Zierde und Krone der elenden Scribenten" ist, hier, um einen artigen Korb und um eine Tracht Prügel, die ein alberner Mensch, der zufällig in Halle Professor ist, sich durch seine Taktlosigkeit zugezogen.

Dort haben wir es mit einer grausamen, vernichtenden, aber nicht unverdienten Kritik litterarischer Leistungen zu thun, welche das öffentliche Urteil herausfordern, hier mit dem Bloſsstellen gewisser Vorgänge im Privatleben des Angegriffenen, welches dadurch, daſs, wie in dem „*glaubwürdigen Bericht*", litterarische Kritik damit verbunden wird, keine Entschuldigung findet.

Die drei litterarischen Satiren, welche sich mit Philippi ausschlieſslich beschäftigen, der „*Briontes*", die „*Unpartheyische Untersuchung*" und die „*Stand- oder Antrittsrede*", stehen, sowie sie zeitlich auf einander folgen, auch unter einander in einem gewissen innern Zusammenhang.

Am engsten zusammen gehören die erste und dritte (*Briontes* und die „*Stand- oder Antrittsrede*"): beide befolgen dieselbe Taktik, den Gegner durch Parodie seiner eigenen Manier zu verhöhnen. Dieses Mittels hatte sich Liscow freilich schon früher mit Erfolg bedient, hier aber geht er noch einen Schritt weiter. Er stellt sich nicht nur scheinbar auf die Seite des Angegriffenen und führt ihn durch scheinbares Eingehen auf seine Ideen ad absurdum, sondern er verschärft den Hohn dadurch, daſs er selbst erklärt, er tauge nichts, und dann sein Opfer als Geistesverwandten und Gesinnungsgenossen zärtlich begrüſst, mit Lob überhäuft und dem Widerstrebenden aus dessen eigenen Schriften beweist, wie fest das Band sei, das sie beide vermöge der Jämmerlichkeit ihrer Leistungen an einander knüpfe.

Liscow führt sich im „*Briontes*" ein als „unwürdiges Mitglied der Gesellschaft der kleinen Geister in Deutschland"; in dieser Eigenschaft hält er eine begeisterte Lobrede auf „eines der würdigsten Mitglieder": Philippi. In der „*Stand- oder Antrittsrede*" wird unter erneutem überschwänglichem Rühmen der seltenen Gaben Philippis derselbe als „der würdigste" zum Oberhaupt der Gesell-

schaft feierlich proklamiert. Zwischen beide Satiren eingeschoben, erscheint die „*Unpartheyische Untersuchung*“ als ein Intermezzo, das sich wohl inhaltlich aufs engste mit den beiden andern berührt, aber die in jenen festgehaltene und streng durchgeführte Kunstform nicht beobachtet, wie sie denn überhaupt dem Gedankengehalt nach zwar zu Liscows besten Schriften zu rechnen ist, dagegen in der Komposition zu den schwächsten gehört.

Es wird daher angemessen sein, auch die beiden erst erwähnten im Zusammenhange zu behandeln und die „*Unpartheyische Untersuchung*“ für sich zu betrachten.

Zeitlich folgen sie sonst in der Ordnung aufeinander, dafs im Oktober 1732 der „*Briontes*“ den Kampf eröffnet, im Juni 1733 die „*Unpartheyische Untersuchung*“ zur Abwehr der gegen den ersteren gerichteten Angriffe erscheint, und im Oktober desselben Jahres erst die „*Stand- oder Antrittsrede*“.

Veranlassung zum „*Briontes*“[1] gaben, wie Liscow selbst berichtet, zwei im Jahre 1732 erschienene Schriften Philippis, die „*Sechs deutschen Reden*“[2], und sein „*Heldengedicht auf den König von Polen*“.[3] Der wunderliche Titel „*Briontes der Jüngere*“, ist nur verständlich, wenn man weifs, dafs in den „*Sechs deutschen Reden*“ eine in „der patriotischeu Assemblee“ 1727 von Philippi gehaltene Gedächtnisrede abgedruckt war, bei welcher Gelegenheit er erwähnt hatte, dafs er in dieser Gesellschaft den Namen „*Briontes, der Jüngere*“ geführt habe. Diese s. g. „patriotische Assemblee“, welche, wie aus dem 36. Stück des *Hamburgischen Patrioten* zu ersehen, in Philippis Vaterstadt Merseburg ihren Sitz hatte und welche

---

[1] *Briontes der jüngere, oder Lob-Rede, auf den Hoch-Edelgebohrnen und Hoch-Gelehrten Herrn Hrn. D. Johann Ernst Philippi, öffentlichen Professoren der deutschen Beredsamkeit auf der Universität Halle wie auch Chursächsischen immatriculirten Advocaten etc. etc. nach denen Regeln einer natürlichen, männlichen und heroischen Beredsamkeit gehalten in der Gesellschaft der kleinen Geister in Deutschland, von einem unwürdigen Mitgliede dieser zahlreichen Gesellschaft.* 1732. 64 SS. 8⁰. *Sammlung* S. 127 ff. 135 ff.

[2] *Sechs deutsche Reden über allerhand auserlesene Fälle nach den Regeln einer natürlichen, männlichen und heroischen Beredsamkeit.* Leipzig 1732. 152. SS. 8⁰.

[3] *Der eröffnete Tempel der Ehren und Vorsehung, und die im Palaste der Glückseligkeit abgelegten Wünsche vor dem höchst beglückten Antritt des hohen 63sten Stufenjahres Ihrer Königl. Majestät in Pohlen. etc. Friedrichs Augusti des Grofsen, in einem öffentlich abgelesenen Heldengedichte am 12. May 1732 allerunterthänigst vorgestellet.* 1732. fol.

„*Sammlung*“ Vorrede S. 17 ff. 22 ff. und auch ebenda im Anhang S. 731. 814 f.

durch die einfache Thatsache, dafs sie einen Philippi zum Sekretär ernannte, am besten charakterisiert ist, spielt in den Schriften des letzteren eine grofse Rolle. Sie war eine schwächliche Kopie der „Hamburger patriotischen Gesellschaft“, deren ursprüngliches Bestreben die Namen der Mitglieder geheim zu halten, hier ins Lächerliche übertrieben wird.[1]

Die Lobrede beginnt, den Eingang von Philippis Rede „*Von den Rechten der Akademischen Freyheit*“ („Es lebe die unschätzbahre Freiheit!“) parodierend, mit den Worten: „Es lebe der Herr Professor Philippi!“ und dann wird in Philippis bester Manier Philippis Lob angestimmt, stellenweise unter wörtlicher Wiedergabe des Originals, nur mit einer kleinen den Sinn ins Gegenteil kehrenden Änderung:

Hatte Philippi z. B. in der Gedächtnisrede (S. 24) gesagt: „Es breche also nunmehro ohngehindert die verborgene Wehmuth meines Hertzens aus der Quelle der Ehrebietigkeit hervor, und ohnerachtet solche dero allerseits hellen Gemüths-Augen bereits unverborgen ist; so vermenge sich doch mein Trauer-Ton mit den Klagliedern des gantzen Landes und erfülle die Luft mit lauter gebrochenen Seufzern, mit einem bangen Ach! mit einem wehmüthigsten Geschrey!“ etc. so parodiert Liscow:

„Es breche also nunmehr ungehindert die verborgene Freude meines Herzens aus der Quelle etc. hervor, und ohnerachtet solche dero etc. bereits unverborgen ist, so vermenge sich doch mein Freudenton mit dem in dulci jubilo aller, so die Verdienste des Hrn. Prof. Philippi kennen, und erfülle die Luft mit einem hellen und

---

[1] Vgl. *Hamburg. Patriot* 36. 59. und 15. Stück; dort kommt der Name Briontes zuerst vor. B. wird auf ein Bewerbungsschreiben um eine gewisse Araminte eine abschlägige Antwort erteilt. Darauf bezieht sich vermutlich die Äufserung Philippis in „*Cicero ein grofser Windbeutel*“ S. 308. „In der patriotischen Assemblee habe mich immer genennet Briontes, der Jüngere. Die Ursach aber, dafs mich also genennet, weifs niemand besser als der ehemahlige Hamburgische Herr Patriot.“

Vgl. auch „*Sechs deutsche Reden*“ S. 17 Anm.

Übrigens ist die Angabe sicher nicht ganz genau, denn wie aus einem auf der Königl. Bibliothek zu Dresden befindlichen Manuskript Philippis aus dem Jahre 1743 hervorgeht, führte er früher den Namen Jephilandro. vgl. Schnorr v. Carolsfelds *Archiv* X. S. 112f. und *Hamburg. Patriot.* I. S. 142ff. II. S. 58f.

deutlichen Vivat! mit einem freudigen Hoch! mit einem frohlockenden Jubelgeschrey“ etc.[1]

Allein im weiteren Verlaufe der Rede sieht LISCOW sich genötigt, im Interesse des Lesers, auf die Durchführung der Stileinheit zu verzichten und zeitweilig die Parodie fallen zu lassen, um sie dann nur hin und wieder, wo eine besonders drastische komische Wirkung erzielt werden soll, — z. B. wenn er nach PHILIPPIS Anweisung, der Redner möge den Eindruck seiner Rede zu verstärken, womöglich „durch die Kunst eine Ohnmacht oder einen andern herzbrechenden Affect annehmen“, vor Freuden auf einem Beine zu hüpfen beginnt etc. (*Sammlung* S. 142. 152.) — wieder aufzunehmen. An die Stelle der Parodie tritt das ironische Lob, eine Form, welche allerdings vor jener den grofsen Vorzug voraus hat, dafs sie dem Schreiber weiteren Spielraum gewährt und vor allem Monotonie und Schwerfälligkeit leichter vermeiden kann.

Allein dieses ironische Lob selbst tritt uns in dieser Satire, wie schon erwähnt, in einer neuen und besonderen Fassung entgegen, und diese Figur in der Figur wird von Anfang bis zu Ende streng durchgeführt, so dafs trotz des Fallenlassens der Parodie die Satire als Ganzes doch eine Stileinheit aufweist.

Auf Grund seiner „*Reden*“ und seines „*Heldengedichtes*“ fühlt die „Gesellschaft der kleinen Geister in Deutschland“ sich veranlafst, durch eines ihrer Mitglieder PHILIPPI als einen würdigen Verfechter ihrer Ideen preisen zu lassen. Jene Gesellschaft, welche LISCOW treffend mit der unsichtbaren Kirche vergleicht: „Sie ist in der ganzen Welt ausgebreitet und doch kann niemand sagen, siehe hie oder da ist sie! . . . . sie hat ihre Mitglieder unter allen Ständen, aber dieselben sind von so grofser Bescheidenheit, dafs sie lieber sterben, als sich kundgeben.“

---

[1] Allerdings macht LISCOW in einer Bemerkung zu dieser Stelle (*Sammlung* S. 136. 145 f.) besonders darauf aufmerksam, wenn der Leser „hier einen Unterschied in der Schreibart“ bemerke, so möge er wissen, dafs der Verfasser „hier“ PHILIPPI nachzuahmen suche. Man könnte daher versucht sein anzunehmen, dafs er auch nur „hier“ eine Parodie beabsichtigt habe. Das ist jedoch sicher nicht der Fall. Der ganze erste Teil der Lobrede parodiert PHILIPPIs Stil, und wenn bei dieser Gelegenheit LISCOW das ausdrücklich ausspricht, so wird das nur mit Rücksicht auf die fast wörtliche Entlehnung im Zusammenhange geschehen sein.

Wie man sieht, eine für satirische Behandlung äufserst fruchtbare Idee, welche Liscow auch in sehr geschickter Weise auszubeuten verstanden hat. Angeregt scheint er dazu zu sein durch jene kindische Geheimniskrämerei, mit welcher Philippi von seiner „patriotischen Assemblee“ oder „stillen Todtengesellschaft zu Friedensburg“ zu schwatzen pflegte: „Ich bin dieser Gesellschafft so zu sagen ihr Secretair gewesen, der ihre meisten Aufsätze entworffen. Wo aber ihre Gesellschafften gehalten worden, oder noch gehalten werden, habe ein Gelübde gethan, es nicht zu sagen.“ (*Sechs deutsche Reden*. S. 15).

Eine geheime Gesellschaft, deren Mitglieder sich nicht nennen, deren Sitz unbekannt und deren Sekretär ein Philippi, ist das natürliche Urbild der „Gesellschaft der kleinen Geister“.

Nach Liscow sollen zu ihr gehören: „alle Tyrannen und blöde Fürsten, alle Postillanten, alle Enthusiastische und zanksüchtige Geistliche, alle Rabulisten und Zungendrescher, alle Quacksalber, alle Marktschreyer, alle alberne Weltweisen und alle Pedanten.“ („*Stand- oder Antrittsrede*“. *Sammlung* S. 338. 365.) Aber charakteristisch genug für ihn selber, wie für die Zeit, in der er lebte, beschäftigt sich Liscow nur mit jener Spezies der kleinen Geister, welche er später unter dem Namen der „elenden Scribenten“ zusammengefafst hat; und nicht minder bezeichnend für Liscows Eigenart ist, dafs er von vornherein den elenden Skribenten auf dem Gebiet der eigentlichen schönen Litteratur wenig Beachtung schenkt, und vorwiegend seine Satire gegen die populärwissenschaftlichen Schriftsteller im weitesten Sinne richtet. Erst der nähere Verkehr mit den Hagedorns führte ihn auch auf das belletristische Gebiet.

Es ist äufserst beachtenswert, wie dieser Mangel von Interesse an der zeitgenössischen Dichtung bereits im *Briontes* zu Tage tritt. Ja man kann ihn schon in den Pamphleten gegen Sivers spüren, der in seiner Eigenschaft als Dichter ganz ungeschoren bleibt.

Auffallend aber ist es, wie im *Briontes*, wo aufser den „*Reden*“ auch das „*Heldengedicht*“ Philippis den Stoff zur Satire hergegeben,

Philippi der schlechte Poet hinter Philippi dem elenden Redner zurücktritt:

„Ich habe den Hrn. Prof. Philippi nur als einen grossen und ganz besonderen Redner vorgestellet. Aber, meine Herren, er ist noch mehr als das. Er ist auch ein Poet. Ich berufe mich desfalls auf das vortreffliche Heldengedicht, das er verfertiget hat, und bedaure nichts mehr, als dafs mir nicht die Zeit vergönnet, mich in demselben gebührend umzusehen. . . . . Ich begnüge mich demnach, nur überhaupt zu sagen, dafs die Poesie des Herrn Prof. Philippi so heroisch ist, als seine Beredsamkeit“ etc. (*Sammlung* S. 173 f. 189 f.) „Er giebt sich alle Freyheiten, die einem Manne von seiner Art zukommen können. Abschnitt, Sylbenmaafs und Füsse sind bey ihm gar verächtliche Sachen, und seine einzige Sorge gehet auf das einige Nohtwendige in der Poesie, ich meyne den Reim. Dieses mufs ihm nohtwendig die Hochachtung aller Kenner erwerben, die den Sinn des Sprichworts: in fine videbitur cujus toni, gebührend einsehen, und nach Art der Ochsenkäufer, aus dem Hintertheile eines Verses von dessen Güte zu urtheilen wissen[1]“ u. s. w.

Von dem Inhalt seiner Dichtung wird bemerkt, es sei zwar „eine gemeine Sage, dafs die Poeten nicht gemacht, sondern gebohren werden,“ allein dieselbe werde durch Philippi, der zweifellos kein geborener Poet sei, der allemal, wenn er dichten wolle, geradezu seiner Natur Gewalt anthun müsse, glänzend widerlegt. Philippi zeige der Welt, wie thöricht das Wort des Horaz sei:

Tu nihil invita dicas faciasve Minerva!

Man hört Boileau:

C'est en vain, qu'au Parnasse un téméraire auteur
Pense de l'art des vers atteindre la hauteur;
S'il ne sent point du ciel l'influence secrette,
Si son astre en naissant ne l'a formé Poëte.

u. s. w. (*Art poétique* I v. 1 ff.)

---

[1] Bezeichnend für Philippi ist, wie er dies allerdings nicht sehr geschmackvolle, aber jedenfalls drastische Bild mifsverstand, indem er im „*Charakter der kleinen Geister oder Danksagungs-*

Die Satire schliefst mit einer feierlichen Apostrophe an Philippi, die durch ihre beifsende Ironie alles Vorhergehende übertrifft, und so mit dem Ende zugleich auch den Gipfelpunkt der bei dieser Gelegenheit gegen die Nichtigkeit und Jämmerlichkeit Philippis gerichteten Angriffe bezeichnet:

„Lebe demnach, theurer Philippi, und vollende das grofse Werk, das du angefangen hast, zerstöhre das Reich der falschen Beredsamkeit; und erweitere nach der Gelegenheit, die dir dein Amt giebt, die Gränzen unserer Gesellschaft, die dich als ihren Augapfel hoch hält. Lafs die Spötter immerhin schwatzen. Man habe dich zu einem ausserordentlichen Bekenner der deutschen Beredsamkeit erkohren, um durch dein lehrreiches Beyspiel die Jugend auf eben die Art beredt zu machen, als die alten Lacedämonier ihre Kinder durch das Exempel trunkener Knechte zur Mäfsigkeit anführten. Diejenigen, welche wissen, wie unentbehrlich du der Welt bist, werden nicht aufhören, für dein Wohlseyn zu seufzen, und die Gesellschaft der kleinen Geister, die dich als ihre vornehmste Stütze und ihren einzigen Trost in diesen betrübten Zeiten ansiehet, wird nicht müde werden, deinen Ruhm bey aller Gelegenheit auszubreiten.“ (*Sammlung* S. 179. 195 f.)

Diese Apostrophe leitet ganz natürlich hinüber zu der zweiten Schrift, in welcher die „Gesellschaft der kleinen Geister“ ihrer für Philippi so unbequemen, unbegrenzten Verehrung für ihn Luft macht, zur *Stand- oder Antritts-Rede.*[1]

Die Satire zerfällt in zwei Teile, die eigentliche *„Stand- oder Antrittsrede,“* welche von Philippi herrührt, und die darauf von Liscow im Namen der Gesellschaft erteilte *„höfliche Antwort.“* Die

---

rede (*Cicero etc.* S. 236, vorher aus dem Manuskript abgedruckt in Liscows *Stand- oder Antrittsrede. Sammlung* S. 323. 349) behauptet, Liscow habe sein Heldengedicht mit einem Ochsenkäufer verglichen, der u. s. w.

[1] *Stand- oder Antritts-Rede, welche der (S. T.) Herr D. Joh. Ernst Philippi öffentlicher Professor der deutschen Wohlredenheit zu Halle, den 21. December 1732 in der Gesellschafft der kleinen Geister gehalten, sammt der Ihm darauf, im Namen der gantzen Löbl. Gesellschafft der kleinen Geister von dem (S. T.) Herrn B. G. R. S. F. M. als Aeltesten der Gesellschafft gewordenen höflichen Antwort.*

Auf Befehl und Kosten der Gesellschafft der kleinen Geister zum Druck befördert.

EXSEQVIAS PHILIPPO QVOI COMMODVM EST IRE, IAM TEMPVS EST, OLLVS DEFERTVR. 1733. 72. SS.. 8°. *Sammlung* S. 313 ff. 337 ff.

Entstehungsgeschichte der Schrift ist bezeichnend für den Mangel an litterarischem Anstandsgefühl, welcher jener Zeit eigen.

Liscow erzählt selbst (*Sammlung* Vorrede S. 20 f. 26 f.), dafs die *„Rede vom Charakter der kleinen Geister"* zusammen mit noch 6 andern ähnlichen Inhalts unter dem Titel: *„Sieben neue Versuche in der deutschen Beredsamkeit"*, ebenso wie die später zu erwähnende Schrift: *„Gleiche Brüder gleiche Kappen"* von seinen Hamburger und Leipziger Freunden aus dem Manuskript, für welches Philippi an beiden Orten einen Verleger suchte, abgeschrieben und ihm zugestellt worden sei, und dafs er keinen Anstand genommen, von diesem Glücksfall ergiebigsten Gebrauch zu machen. Hinter Philippis Rücken wird gedruckt, und dieser sieht mit Ärger und Staunen sich widerlegt und aufs neue angegriffen, ehe er noch selbst seinen ersten Widerlegungs- und Verteidigungsversuch an die Öffentlichkeit hat bringen können.

Freilich durfte er sich nicht beklagen, da er es kurz zuvor mit dem aus dem Gottschedschen Kreise stammenden *„Sendschreiben der 5 Schwestern"* genau eben so gemacht, und das Manuskript mit seinen Anmerkungen dazu unter dem Titel *„Wunderseltsames Findelkind"* hatte drucken lassen.

Heutzutage würde ein solches Verfahren kaum entschuldigt oder gar verteidigt werden können, Liscow und seine Zeitgenossen urteilten anders. Wie im wirklichen Kriege galt auch in der litterarischen Fehde jedes Mittel, dem Gegner zu schaden, für erlaubt. Vor einem Manuskript-Diebstahl schreckt selbst ein Mann in der Stellung des Grafen Manteuffel nicht zurück, der einmal ganz unbefangen an Gottsched das Ansinnen stellt, in den Leipziger Druckereien unter irgend einem Vorwande Nachfrage nach einem gewissen Manuskript J. J. Langes zu halten, und ihm dasselbe zu verschaffen; und weder Gottsched noch seine Frau nehmen an diesem eigentümlichen Mandate Anstofs, sondern bemühen sich angelegentlich Manteuffels Wunsch zu erfüllen![1]

---

[1] U. Br. v. Manteuffel an Gottsched vom 15. Nov. 1738. vgl. auch Danzel S. 37 ff.

Mag man nun aber auch über die Art, wie die *„Stand- oder Antrittsrede“* zu stande gekommen, urteilen, wie man will, sicher ist, dafs dieselbe zu dem Witzigsten gehört, was Liscow je geschrieben; jene „freie Idealität der Heiterkeit“, welche in manchen seiner Schriften mit Recht vermifst wird, herrscht hier von Anfang bis zu Ende, und träte nicht zuweilen Liscows alter Fehler, einem an sich guten Einfall durch ermüdendes Wiederholen und Breittreten die beste Wirkung zu nehmen, störend zu Tage, die *„Stand- oder Antrittsrede“* wäre ein Meisterstück ironischer Satire. Er hat sie selbst als „die giftigste“ seiner gegen Philippi gerichteten Schriften bezeichnet. Aber er hat recht, wenn er hinzufügt, Philippi habe damit „nur empfangen, was seine Thaten werth waren.“ Diese Abfertigung war eine durchaus verdiente, nur wäre zu wünschen gewesen, dafs es auch die letzte geblieben, und dadurch das Wort auf dem Titel wahrgemacht worden wäre: *„Exsequias Philippo quoi commodum est ire, jam tempus est, ollus defertur.“* Von Stund an war Philippi in der That tot, und alle später gegen ihn geführten Streiche trafen nur einen leblosen Kadaver.

Bekanntlich war es in den gelehrten Gesellschaften stehender Brauch, dafs das neu eintretende Mitglied eine Antrittsrede hielt, worauf aus der Mitte der übrigen ältern Mitglieder mit einer Rede erwidert wurde. An diese Sitte knüpft Liscow an. Jene *„Rede vom Charakter der kleinen Geister“*, in welcher Philippi in seiner thörichten Manier über seine Gegner, die ihm unbekannten kleinen Geister, hergefahren, wird mit Jubel als eine Antrittsrede in dieser Gesellschaft begrüfst, durch welche allein schon er sich als eines der würdigsten Mitglieder, ja als ihr natürliches Oberhaupt erprobt hätte; und die *„Höfliche Antwort“* Liscows ist dann ganz im Ton derartiger Erwiderungen gehalten. Wieder eine fruchtbare Idee, welche Liscow in der geschicktesten Weise auszubeuten weifs. Es ist übrigens bei der unverhohlenen Geringschätzung, mit welcher er, wie wir später sehen werden, das Treiben der deutschen Gesellschaften in Leipzig und Jena betrachtete, nicht unmöglich, dafs ihm bei dieser Persiflage der Auf-

nahmeceremonien auch eine kleine Bosheit gegen jene Vereinigungen nicht ganz ferne gelegen.

Die Vorrede, in welcher berichtet wird, wie die Gesellschaft anfangs uneins gewesen, ob sie die beiden Reden drucken lassen solle, und wie schliefslich nach drei Tagen und drei Nächten heftigen Streites, die Veröffentlichung mit 777 gegen 365 Stimmen beschlossen worden, ist datiert L . . . den 21. März 1733 und unterzeichnet: C. A. V. E. Secretarius der Gesellschaft der kleinen Geister.

Diese Spielerei mit den Buchstaben, hier wohl mit Beziehung: Cave! (auf dem Titel, wie es scheint, ohne Sinn) ist vermutlich veranlafst durch PHILIPPIS Grübeleien über das „*Schreiben des Ritters* CLIFTON," aus welchem letzteren Wort er ein Anagramm von LISCOF herausgeklügelt hatte. (*Cicero etc.* S. 301.)

Die „*Dankrede*" PHILIPPIS ist ein durchaus verunglückter jämmerlicher Versuch auf dem Gebiete der ironischen Satire; so wenig kennt er sich selbst, dafs er es wagt die Rute, mit welcher er eben gestrichen worden, mit zitternder Hand gegen seinen Züchtiger zu schwingen. Aber ein Streich von der Hand des Meisters genügt, und das gefährliche Spielzeug liegt am Boden.

Man merkt der „*höflichen Antwort*" LISCOWS in jeder Zeile an, mit welchem Behagen, mit welcher übermütigen Laune er sich seiner Aufgabe, den tollkühnen Gegner zu bestrafen, unterzieht. Er liebkost ihn scheinbar mit sanftem Schmeicheln, und unversehens brennt auf der schmerzenden Wange ein Backenstreich.

Giebt es etwas drolligeres und boshafteres zugleich als den Einfall, als Motto die Verse aus dem VERGIL voranzustellen:

„Venisti tandem? tuaque exspectata parenti
Vicit iter durum pietas? datur ora tueri
Nate, tua? et notas audire et reddere voces."

Die äufsere Form anlangend, zeigt die Satire dieselbe Vermischung der strengen Parodie, welche, der Entstehung entsprechend, besonders am Eingang sich bemerklich macht, und einer freieren, zwanglosen ironischen Behandlungsweise. Die Ironie aber ist durch-

weg festgehalten, so dafs man auch bei dieser Schrift wie beim „*Briontes*“ von einer Stileinheit sprecheu kann. Im übrigen charakterisiert sie sich, wie schon erwähnt, als direkte Fortsetzung des *Briontes*, die Apostrophe, mit welcher jener abgeschlossen hatte, wird hier wieder aufgenommen und mit Behagen zu einer umfangreichen Rede erweitert. Jede der beiden Satiren gleicht dem Akt einer Komödie, das Ganze zusammen ist eine echte Farze, deren Geist an ähnliche satirische Produkte der Genieperiode erinnert.

Der Inhalt der „*Stand- oder Antrittsrede*“ selbst läfst sich am besten bezeichnen als eine aus dem näher erläuterten Charakter der Gesellschaft der kleinen Geister und den Schriften Philippis — es werden bei dieser Gelegenheit aufser den früher erwähnten auch der gegen Wolff gerichtete *Mathematische Versuch von der Unmöglichkeit einer ewigen Welt* und die *Thüringische Historie* als Belege herangezogen — gefolgerte Beweisführurg, dafs Philippi nicht nur ein ausgezeichnetes Mitglied der Gesellschaft, sondern ihr gebornes Oberhaupt, der König der kleinen Geister sei.

Natürlich hat Philippi in seiner „*Dankrede*“ gegen jede Zugehörigkeit zu dieser kompromittierenden Gemeinschaft protestiert. Liscow weist ihm mit der gröfsten Liebenswürdigkeit und Herzlichkeit nach: gerade durch diesen Protest habe er aufs neue bewiesen, dafs er ein kleiner Geist sei:

„Spotte, schilt, höhne uns aus, so viel und lange es dir beliebt. Drohe, poltere, wüte, tobe, verstelle deine Gebehrden, dafs wir alle vor deinem Anblick erschrecken: du bist uns darum doch lieb und wehrt. Wir kennen dich besser, als du vielleicht selbst. . . . . . . Du bezeigest dich in deinem Spotten, in deinem Zorn, mit einem Worte, in deiner ganzen Anrede, als ein Ausbund und Muster eines kleinen Geistes.“ (*Sammlung* S. 333. 359 f.)

„Du sollt unser König seyn: du mufst unser König seyn, du magst wollen oder nicht. Glaube nicht, dafs die Verachtung, welche du gegen uns bezeigest, uns zum Zorn reizen und bewegen werde, unsere Wahl zu widerrufen, und dir die Thüre zu weisen. Wir kennen dich: Wir haben dich zu unserem Oberhaupte erkoren: Da-

bey bleibt es. Du magst noch so hart darauf bestehen, daſs du kein kleiner Geist seyst . . . . Deine Schriften bezeugen das Gegentheil, und eben dieser merkliche Mangel der Selbsterkenntniſs macht dich in unsern Augen groſs und ehrwürdig." (*Sammlung* S. 381. 413.)

Auch die „kleinen Geister," heiſst es weiter, „sind dem Grade nach eben so sehr von einander unterschieden, als die grossen, und man kann sie füglich in drey Classen theilen. Einige Glieder unserer Gesellschaft, geben sich für kleine Geister aus, und sind es nicht: Einige geben sich dafür aus, und sind es auch. Einige hergegen sind es, und wissen es nicht."

Diese dritte Art ist die „allerbeste". „Die macht den Kern unserer Gesellschaft aus. Und diesen Ruhm kann ihr auch der Feind nicht rauben. Selbst unsere Verfolger bekennen, daſs derjenige der grösseste kleine Geist ist, der es nicht wissen will." u. s. w. (a. a. O. S. 382. 414.)

Hiermit war das höchste Ziel erreicht; alles was nach dieser glänzenden Abfertigung eines aufgeblasenen Ignoranten, der sich in eine Stellung hineinzustehlen gewuſst, welche ihm schlechterdings nicht zukam, noch vorgebracht werden mochte, konnte nur eine Abschwächung sein, insofern eine Verschärfung der Ironie in persönliche Gehässigkeit naturgemäſs ausarten muſste. LISCOW hat zu seinem eigenen Schaden leider die nötige Selbstbeherrschung nicht besessen, sondern hat auch die Polemik dann noch fortgeführt, als sein Gegner in den Augen der unbefangenen Zuschauer aufgehört hatte, ein Gegenstand des Spottes zu sein, als ihm weiter nichts mehr gebührte, als Mitleid.[1]

Zwischen den *Briontes* und die *Stand- oder Antrittsrede* fällt aber, wie erwähnt, noch eine Schrift, die ganz besondere Beachtung

---

[1] MOSHEIM, der keineswegs gegen PHILIPPI besonders günstig gestimmt ist — noch am 18. Dezember 1734 (der Brief ist zum Teil abgedruckt bei DANZEL S. 94 f.) schreibt er an GOTTSCHED: „PHILIPPI ist in Göttingen eben so elend, verächtlich und lächerlich, als er in Halle gewesen." — findet wohl den treffendsten Ausdruck für eine allgemeine Stimmung, wenn er nach PHILIPPIs Vertreibung von Halle versichert, er habe „herzlich Mitleiden" mit PHILIPPI. „Es ist wahr, er versieht sich und macht Schnitzer. Allein er ist vor sich elend genug, und man darf ihn daher nicht mehr kränken." (*Brief an Gottsched vom 15. September 1734.*)

verdient, sofern sie über Liscows Auffassung von der Aufgabe einer Satire bedeutsame Aufschlüsse gibt, und daher neben der Vorrede zur *Sammlung*, welche diese prinzipielle Frage gleichfalls berührt, die Hauptbasis ist, auf welcher die Konstruktion der litterarischen Persönlichkeit Liscows sich aufzubauen hat.

Es ist das die „*Unpartheyische Untersuchung, ob die Satyre Briontes . . . . eine strafbare Schrift sey . . . .*[2] *bey welcher Gelegenheit gezeigt wird, dafs H. Prof. Philippi die Schrift: Gleiche Brüder gleiche Kappen etc. unmöglich gemacht haben könne.*“ Sie erschien, wie schon früher bemerkt, im Juni 1733.

Schon der Titel zeigt, dafs wir es mit keinem einheitlich komponierten Kunstwerk zu thun haben; die Satire zerfällt in zwei nach Form und Inhalt völlig verschiedene Teile; der erste erörtert an der Hand des *Briontes* prinzipielle Fragen über Aufgaben und Grenzen der Satire, er ist eine Verteidigungsschrift, nicht des *Briontes* allein, sondern überhaupt der ganzen von Liscow eingehaltenen Methode des Angriffs, der Verwendung der Ironie in der Satire, die persönliche Polemik gegen Philippi tritt daher hier sehr zurück; dagegen wird in dem zweiten nur ganz äufserlich angeflickten Abschnitt, welcher sich mit der Philippischen Schrift: „*Gleiche Brüder*“ beschäftigt, der Boden prinzipieller Erörterungen verlassen, und aufs neue der direkte Angriff gegen den persönlichen Gegner wieder aufgenommen.

Leidet die *Untersuchung* an sich schon an Formlosigkeit im ganzen, so zeigt sie auch innerhalb der einzelnen Teile eine solche Unsicherheit in der Wahrung des einmal angeschlagenen Tones, ein solches Schwanken zwischen Ernst und Ironie — bald wird das gegnerische Argument direkt widerlegt, bald ironisch parodiert — dafs die Schrift, was die ästhetische Form anbetrifft, einen ent-

---

[1] *Unpartheyische Untersuchung der Frage: Ob die bekannte Satyre, Briontes der Jüngere oder Lob-Rede auf den Hrn Dr. Joh. Ernst Philippi, Professor der Deutschen Wohlredenheit auf der Universität Halle mit entsetzlichen Religions-Spöttereyen angefüllet und eine strafbare Schrift sey? Bey welcher Gelegenheit zugleich augenscheinlich gezeigel wird, dafs der Herr Professor Philippi die Schrift: Gleiche Brüder, gleiche Kappen etc. unmöglich gemacht haben könne.* Leipzig 1733. 141 SS. 8°.

schiedenen Rückschritt bezeichnet, und deshalb nach dieser Richtung hin zu LISCOWS schwächsten Produkten gezählt werden mufs.

Ganz anders aber wird das Urteil ausfallen, wenn allein der Inhalt in Frage kommt. Da ist die Schrift geradezu als epochemachend zu bezeichnen.

Für alle, welche damals eine polemisch-satirische Ader in sich verspürten, sprach LISCOW in dieser Schrift geradezu „das erlösende Wort.“[1]

Niemand hat das deutlicher gefühlt und klarer ausgesprochen, als BODMER an der bekannten Stelle (in der Vorrede zu BREITINGERS *critischer Dichtkunst.*):

„Der Geschmack an critischen Schriften ist bei der deutschen Nation noch nicht so wohl befestiget, dafs man nicht nöthig hätte, sie mit Vorerinnerungen über gewisse Puncten einzuführen, wiewohl man mit der gröfsten Begründnifs hoffen kan, dafs er in kurtzer Zeit insgemeine durchbrechen werde, nachdem der unerschrockene Hr VON LISCOV in dem philosophischen Werckgen: *Unpartheyische Untersuchung etc.* das allgemeine Recht der Menschen zu critisieren so vollkommen bewiesen hat, dafs die Deutschen ohne Zweifel zu diesem Geschmacke nunmehr genugsam vorbereitet sind.“

Das Hauptergebnis der *Unpartheyischen Untersuchung* läfst sich etwa so fassen:

1) Wer für die Öffentlichkeit schreibt, mufs sich gefallen lassen, öffentlich gerichtet zu werden.

2) Die schärfste Kritik einer litterarischen Leistung ist erlaubt, so lange nur der Kritiker in seinen Ausfällen sich streng auf die litterarischen Leistungen des Angegriffenen beschränkt, und etwaige aus dem Privatleben seines Gegners wider denselben zu verwendende Argumente zu gebrauchen verschmäht.

Man sieht, es ist der Versuch einer Abgrenzung des Begriffes der berechtigten Satire gegenüber dem Pasquill.

---

[1] Vgl. auch: *Critische Versuche zur Aufnahme der deutschen Sprache.* Greifswald. 1744. 10 Stück S. 362 ff. 11 Stück S. 427 ff. 13 Stück S. 50 ff.

Der Gedanke war zwar nicht neu, aber es war durchaus notwendig, dafs er in dieser Weise einmal wieder ausgesprochen wurde.

Zunächst war es für Liscow dringendes Bedürfnis geworden, sich ein für allemal von dem Vorwurf illoyaler pasquillantischer Polemik zu reinigen, dann aber mufste auch endlich Front gemacht werden gegen eine unleugbar krankhafte Tendenz, welche gerade in der besseren zeitgenössischen Kritik zu Tage trat. Man scheute sich die Wahrheit offen herauszusagen, alles und jedes sollte mit Handschuhen angefafst werden; man wollte niemanden wehe thun, und bildete sich ein, die christliche Moral verlange die Schonung des Gegners, während das eigentliche Motiv für diese zarte Rücksichtnahme auf die Gebrechen des Nebenmenschen weiter nichts als die stille Hoffnung war, gelegentlich auch auf Schonung Anspruch erheben zu können. Ein jeder scheute sich, den Stein aufzuheben, weil er sich selber in seinem Glashause nicht sicher fühlte.

Um nur ein Beispiel zu nennen!

Niemand wird Gottscheds „*critischen Beyträgen*", in ihren ersten Jahrgängen, den Vorwurf machen können, die Grenzen einer mafsvollen Kritik[1] je überschritten zu haben, und doch fühlt sich Mosheim als Präsident der Gesellschaft wiederholt veranlafst, zur Vorsicht und Lindigkeit zu ermahnen. „In der Beurtheilung anderer Schrifften, sie mögen so übel gerathen seyn, wie sie wollen, wird meines Erachtens hinführo etwas mehr Behutsamkeit nöthig seyn. Die einfältigsten Leute haben ihre Anhänger, die offt einen schädlichen Krieg erheben." (Brief an Gottsched vom 4. Febr. 1733 bei Danzel S. 91). — Ein andermal berichtet er, dafs man sich bei ihm über die *Beyträge* beschwert habe: „Ew. etc. werden sich erinnern, was ich ehedem wegen dieser Schrifft gemeldet. Die kleinsten Helden finden ihre Anhänger, und ich hielte daher davor, dafs

[1] Hatten doch selbst die „*vernünftigen Tadlerinnen*" Gottsched in Königsberg geschadet, weil „darinnen viel Satyren wider Leuthe in Königsberg" gefunden worden (U. Br. J. U. v. Königs an Gottsched vom 22. Oktober 1728. Schon im Mai desselben Jahres hatte Bock sich veranlafst gefühlt, Gottsched zu ermahnen das Satirenschreiben zu lassen, bis er in sicherm Amte wäre!)

man von keinen elenden und schlechtgerathenen Schrifften in diesem sonst wohl ersonnenen Wercke etwas sagte“ (U. Brief an Gottsched vom 22. April 1733.).

Dieselbe Scheu vor litterarischer Polemik verrät ein Brief Stolles, des Begründers der „teutschen Gesellschaft“ zu Jena, der offen ausspricht: „Und bin ich der gäntzlichen Meinung, daſs wenn die teutschen Gesellschafften tauren sollen, keine von der andern in öffentlichen Schrifften schlimm sprechen müsse. Wollen wir einander ein und andern Mangel oder Fehler zu erkennen geben, so kan es in vertrauten Briefen geschehen..“ (U. Br. an Gottsched vom 18. April 1733).

Diese Neigung zu litterarischen Schutz- und Trutzbündnissen, diese Verkennung der Aufgaben der Kritik, welche die Polemik als etwas Unfeines Geistern niedern Ganges überlieſs, barg in der That eine groſse Gefahr für die junge aufstrebende Litteratur in sich; nämlich, daſs gerade das eintrat, was man vermeiden wollte: eine Verrohung der litterarischen Polemik überhaupt, weil so dies Gebiet ein Tummelplatz zu werden drohte für den skandallüsternen litterarischen Pöbel, der sich durch keinerlei Fesseln des Anstandes gebunden weiſs, weil ihm dies Gefühl selber fremd ist.

Es ist das Verdienst Liscows durch seine „*Unpartheyische Untersuchung*“ in weiteren Kreisen das Ansehen einer rückhaltlosen, streng sachlichen Kritik wieder hergestellt zu haben. Gerade in einer Zeit, wie diese, war es notwendig, daſs hin und wieder recht derb zugegriffen wurde, und es war gar nicht so schlimm, wenn, wie in der Polemik der Schweizer gegen Gottsched, vielleicht bisweilen das Maſs des Erlaubten überschritten wurde. Reformbestrebungen sind eben nicht durchführbar ohne eine gewisse Rücksichtslosigkeit.

Das Recht, für welches Liscow in den oben angeführten Sätzen, in bezug auf litterarische Kritik im allgemeinen und Satire insbesondere, prinzipielle Geltung beansprucht, hat er freilich nicht aus sich selbst herausgeschöpft, auch hier steht er ganz auf den

Schultern des Mannes, der wie kein andrer seine litterarische Richtung beeinflufst hat: Boileaus. Es ist kein Zufall, dafs diesem auch das Motto entlehnt ist, das der Satire vorangestellt ist:

„Qui méprise Cotin, n'estime point son Roi,
Et n'a, selon Cotin, ni Dieu, ni foi, ni loi". (Sat. IX. v. 305f.)

Es ist diese starke Beeinflussung Licows durch Boileau bisher nie genügend gewürdigt worden, was um so mehr befremden mufs, als Liscow nie ein Hehl daraus gemacht, und vor allem in der „*Unpartheyischen Untersuchung*" sich ausdrücklich wiederholt auf sein französisches Vorbild berufen hat. Dagegen ist er vom ersten Tage seines Auftretens mit Swift verglichen, als Schüler Swifts bezeichnet worden, obwohl sein innerer Zusammenhang mit diesem ein weit losererer ist, als derjenige mit dem Franzosen.

Freilich lag der Vergleich mit Swift für die Zeitgenossen nahe: zu derselben Zeit, wo man in Deutschland Swift kennen lernte, trat Liscow auf, und hätte auch nicht das „*Schreiben des Ritter Clifton*" direkt an das englische Vorbild erinnert, der Umstand, dafs beide in Prosa schrieben und dafs sie vor allem sich der Ironie mit gleicher Meisterschaft durchweg bedienten, forderte zu Vergleichen heraus und liefs die Verwandschaft beider, respective die Abhängigkeit des Deutschen von dem Engländer, inniger, unmittelbarer erscheinen, als sie es thatsächlich war.

Vermutlich war es gerade der eben aus England zurückgekehrte Friedrich von Hagedorn, der noch nicht wieder im heimischen Boden Wurzel fassen konnte und mit Freude in den Satiren Liscows manches, was ihn an Swift erinnerte, entdeckte, welcher am „*Briontes*" die „*swiftische Erfindung*" rühmte und meinte, Philippi werde am Ende „die Gesellschaft der kleinen Geister" für „aus England in Deutschland angekommene Gespensterchen" ansehen.

Durch diese einseitige Betonung des englischen Einflusses seitens der Zeitgenossen, durch den Ehrentitel des „deutschen Swift", den sie ihm, Bodmer an der Spitze, erteilten, hat sich offenbar auch die litterar-historische Forschung verleiten lassen, die äufsere Anlehnung Liscows an Swift, die ja klar zu Tage liegt, zu über-

schätzen und dadurch den ganzen Charakter LISCOWS als Schriftsteller zu verrücken.[1]

Und doch führt ein genaues Studium LISCOWS zu dem Resultat, dafs er allerdings formal nicht nur durch SWIFT, sondern vielleicht auch ARBUTHNOT und POPE beeinflufst worden, dafs er aber sowohl seiner ganzen Weltanschauung nach, wie besonders seiner Auffassung von der Aufgabe der Satire vollständig unter der Herrschaft BOILEAUS steht. Und darin ruht auch zum Teil das Geheimnis, warum LISCOW so schnell vergessen wurde. In dem Mafse, wie der Nimbus des Originals verblafste, verlor man auch das Verständnis und das Interesse für die Kopie.

Zunächst seien aber einige Bemerkungen über die Entstehungsgeschichte der *unpartheyischen Untersuchung* vorangeschickt; sie ist bezeichnend für die Schwierigkeiten, mit welchen selbst ein so vorsichtiger Satiriker wie LISCOW zu kämpfen hatte.

Weil LISCOW im „*Briontes*" die Gesellschaft der kleinen Geister mit der unsichtbaren Kirche äufserst witzig verglichen und noch an zwei andern Stellen die Bibel in vielleicht nicht allzu ehrenvollen Zusammenhange erwähnt hatte, sollte die Satire mit „Religionsspöttereien" angefüllt und demzufolge strafbar sein. PHILIPPI, wie alle kleinen Geister in ähnlicher Lage, die in ihrer Persönlichkeit die Allgemeinheit beleidigt halten, rief nach der Polizei, jedoch vergebens. Das sonst in diesem Punkte keineswegs zur Nachsicht neigende Oberkonsistorium in Dresden fand trotz Denunziationen keine Veranlassung gegen die Schrift einzuschreiten. Aber die Beschuldigung war einmal ausgesprochen, sie war es gegen LISCOWS Satire nicht zum ersten mal, und, was die Hauptsache, auch aus LISCOWS Freundeskreise war die Warnung laut geworden, er möge in Zukunft dergleichen anstöfsige Anspielungen unterdrücken, um nicht den Feinden Waffen wider ihn in die Hände zu geben.

---

[1] HELBIG (S. 76) ist meines Wissens der einzige, der sowohl auf das mannigfach unzutreffende in einer Parallele LISCOWS mit SWIFT hingewiesen, als auch die Abhängigkeit des ersteren von diesem nicht so stark betont wissen will. Allein er hat für seine Auffassung keine Nachfolge gefunden.

In den „*Niedersächsischen Nachrichten*“ vom 27. Oktober 1732 hatte ihm der Rezensent, — der wahrscheinlich kein andrer wie Hagedorn war — zugerufen: „Nur möchte sich das beredte Mitglied der kleinen Geister, dieses lassen ins Ohr gesagt seyn, dafs es sich der Redensarten, die eine schlechte Ehrerbietung für die Schrift und Theologie an den Tag legen, enthielte“ u. s. w. (*Sammlung* S. 734 f. 818).

Liscow empfand also das dringende Bedürfnis sich über die Frage, inwieweit seine Schrift vom religiösen Standpunkt aus anstöfsig, nicht nur mit seinen Gegnern, sondern auch mit seinen besten Freunden öffentlich auseinander zu setzen. Um sich leichter bewegen zu können, schreibt er in der Rolle eines unbeteiligten Dritten, welcher unparteiisch den Inhalt des „*Briontes*“ prüft und demzufolge sich gezwungen sieht den Verfasser zu verteidigen. Die Verteidigung geht davon aus, dafs man die angeblichen Religionsspöttereien mifsverstanden, weil man das Wesen einer Ironie nicht begriffen habe. Die anstöfsigen Stellen seien im Zusammenhang ganz harmlos, und der Spott treffe nur Philippi. Man kann nicht sagen, dafs diese Beweisführung sonderlich geglückt ist, sie ist vor allen Dingen nicht überzeugend; und ein unablässiger Wechsel zwischen Ernst und Ironie verrät auf Schritt und Tritt, dafs der Schreiber selbst nicht überzeugt ist, und dafs jenes in Abredestellen meist an und für sich recht harmloser Scherze nur eine widerwillig den Besorgnissen vorsichtiger Freunde gemachte Konzession ist.

Viel bedeutender ist der zweite Abschnitt, streng im Ton einer theoretischen Deduktion gehalten, indem, ausgehend von dem Erfahrungssatz, dafs jeder in einer Satire Angegriffene geneigt ist, die Hilfe des Staates gegen den Angreifer anzurufen, ein für allemal ein Eingreifen der Obrigkeit zurückgewiesen, und auf diejenigen Fälle beschränkt wird, wo ein wirkliches Pasquill vorliegt. Entgegen der herrschenden Auffassung, welche in jeder Satire, die sich gegen eine bestimmte erkennbare Persönlichkeit richtete, ein Pasquill sah und demzufolge für den Angegriffenen polizeilichen Schutz verlangte, fordert Liscow seinerseits, dafs der Satiriker im rechten Sinne

nicht von der Obrigkeit in seiner nützlichen Thätigkeit behindert oder beschränkt werde.

Er unterscheidet sehr richtig zwischen verschiedenen Graden der Ehre; nur für die Aufrechterhaltung und den Schutz des untersten derselben, der „in nichts als einem Mangel an Schande bestehet und eigentlich der ehrliche Name genannt werden kann", hat die Obrigkeit einzutreten. Der „ehrliche Name" kann nur durch eine bürgerlich strafbare Handlung verloren gehen. Wer einen andern einer solchen strafbaren Handlung aufserhalb des regelmäfsigen Prozesses beschuldigt, mufs darauf gefafst sein, dafs die Obrigkeit ihn, als Pasquillanten, zur Verantwortung zieht.

Die eigentliche Ehre aber, die Ehre im engern Sinn, welche „aus der Beobachtung der Regeln des Wohlstandes und der innerlichen Tugend, und also aus Thaten, dazu uns die Obrigkeit durch die Gesetze nicht verbindet, entspringet," hat keinen Anspruch auf obrigkeitlichen Schutz.

Wie man sieht, steckt Liscow in der Theorie die Grenzen der erlaubten Satire noch sehr weit, viel weiter als wir sie heute für berechtigt anerkennen. Hält er es doch sogar für erlaubt über körperliche Gebrechen zu spotten, hat auch gegen Verhöhnung eines Menschen wegen seiner Armut im Prinzip nichts einzuwenden, wenn er auch hinzufügt „Ich bekenne, es stehet sehr geringe einen ehrlichen Mann durch den Vorwurf seiner Armuht zu kränken."

Für ihn ist die Materies ridiculorum noch genau dieselbe, welche Cicero (*De oratore*) für den Redner abgegrenzt hatte: ea facillime luduntur, quae neque odio magno neque misericordia maxima digna sunt." (*Sammlung* S. 232. 251.)

Allein anderseits mufs anerkannt werden, dafs in seinen eigenen Satiren Liscow nie alle aus diesem Satze fliefsenden Konsequenzen gezogen hat; wie er denn auch streng genommen nur eine Art der Satire kennt, die litterarische, deren Grenzen er nur in wenigen Ausnahmefällen nicht respektiert hat.

Dieser litterarischen Satire widmet er auch in seinen Erörterungen einen ganz besonderen Abschnitt, in welchem er geradezu

sein Programm entwickelt, jenes Programm, das den Zeitgenossen merkwürdigerweise wie etwas neues erschien, während es weiter nichts war als die Aufwärmung von Ideen des so viel gelesenen, so viel übersetzten Boileau.

Da es sich hier um die Klarstellung der prinzipiellen Auffassung Liscows von den Aufgaben der Satire handelt, wird es passend sein, die darauf bezüglichen Äufserungen in der Vorrede zur *Sammlung* und in der neuen Vorrede zu den „*Bemerkungen in Form eines Briefes*" gleich an dieser Stelle im Zusammenhange mit zu behandeln.

Ich habe schon früher darauf hingewiesen, wie geflissentlich Liscow es vermeidet, sich an wirklich grofse Fragen zu wagen, Männer von eigentlicher Bedeutung anzugreifen. Wir sahen, dafs diese Abneigung zum grofsen Teil in seinem Naturell begründet lag, man darf aber dabei nicht übersehen, dafs er, indem er seinem Naturell folgte, dies bewufst that und aus seiner Neigung sein künstlerisches Programm abstrahierte.

„Ich verlange überdem," sagt er in der neuen Vorrede (S. 528. 582), „nicht berühmt zu seyn, und gebe nichts um einen Ruhm, den ich meinem Feinde zu danken habe. Ich will lieber andere durch meine Widerlegung bekannt und berühmt machen, als durch die Widerlegung grösserer Männer berühmt werden. Mich deucht, ich habe mehr Ehre davon, dafs man meiner dunkeln Gegner unbekannte Schriften um meiner Widerlegung willen, als dafs man meine Widerlegung um der Schriften willen meiner angesehenen Gegner lieset."

Das ist aber genau der Standpunkt, welchen Boileau in der 9ten Satire (v. 191ff.) vertritt:

„Et je serai le seul qui ne pourrai rien dire?
On sera ridicule et je n'oserai rire?
Et qu'ont produit mes vers de si pernicieux,
Pour armer contre moi tant d'auteurs furieux?
Loin de les décrier, je les ai fait paroître;
Et souvent, sans ces vers qui les ont fait connoître,

Leur talent dans l'oubli demeureroit caché.
Et qui sauroit sans moi que Cotin a prêché?
La satire ne sert qu'à rendre un fat illustre.
C'est une ombre au tableau, qui lui donne du lustre![1]

Der Abbé Cotin ist für Liscow in gewissem Sinne zum Verhängnis geworden.

Die Selbstcharakteristik Boileaus (*Epitre* X. v. 81ff.):

„Déposez hardiment: qu'au fond cet homme horrible,
Ce censeur, qu'ils ont peint si noir et si terrible,
Fut un esprit doux, simple, ami de l'équité,
Qui cherchant dans ses vers la seule vérité,
Fit, sans être malin, ses plus grandes malices,
Et qu'enfin sa candeur seule a fait tous ses vices.
Dites, que harcelé par les plus vils rimeurs
Jamais, blessant leurs vers, il n'effleura leurs moeurs."

kann wörtlich von Liscow gelten. Man wende nicht ein, dafs er seine Aufgabe leichter genommen, wie Boileau, dafs er mit seiner Satire einen ernsten Zweck überhaupt nicht verfolgt, sondern dafs ihm nach seinen eigenen Worten, „die Lust, die mit der Zeugung geistlicher Kinder verknüpfet ist", einziger Endzweck gewesen.

Liscow hat mit Lessing jene Neigung gemein, die nicht ganz frei von einer gewissen Koketterie ist, die eignen Leistungen vor dem Publikum immer als Bagatelle zu behandeln.

Es stehen dieser Äufserung andere gegenüber, welche bezeugen, dafs er selbst nicht immer das Satirenschreiben als blofsen Zeitvertreib angesehen:

„Da nun ein böser Scribent die Majestät der gesunden Vernunft, als des unsichtbaren Haupts der gelehrten Welt, beleidiget: so kann ein jeder Gelehrter ihn desfalls abstrafen, ohne dafs er

[1] Der in den folgenden beiden Versen BOILEAUs ausgesprochene Gedanke:

En les blâmant enfin, j'ai dit ce que j'en croi,
Et tel qui m'en reprend, en pense autant que moi.

findet sich fast wörtlich bei LISCOW einige Seiten weiter, wenn er von MANZEL sagt: „Seine Schriften gefallen mir nicht. Ich habe dieses mit den meisten gemein, die sie gelesen haben. Nur unterscheide ich mich darin von andern, dafs ich aufrichtig sage, was sie alle gedenken." (*Sammlung* S. 530. 585.)

sich über Unrecht beschweren könne: Ein solcher Stümper ist, so zu reden, vogelfrey.“ (*Sammlung* S. 240 f. 260.) Er ist sich zwar bewufst, dafs eine Satire in den allerseltensten Fällen die Bekehrung des Angegriffenen zur Folge habe; denn „es ist leichter, dafs ein Cameel durch ein Nadelöhr gehe, als dafs ein solcher Schwärmer klug werde.“ Wohl aber soll und kann sie seiner Ansicht nach andere von der Begehung ähnlicher Thorheiten abschrecken: „Die gelehrte Welt mufs diesem Unfug so viel wie möglich vorbeugen, und ihr gerechtes Mifsfallen über das Verfahren der bösen Scribenten so ernstlich und nachdrücklich bezeugen, dafs andere sich scheuen, diesen Verächtern der Vernunft und Feinden des guten Geschmacks nachzuahmen.“ (*Sammlung* S. 253. 272.)

Es ist dieselbe respektable, nüchterne Auffassung, die sich in dem Verse Boileaus ausspricht:

„Tout doit tendre au bon sens.“

Was Liscow von Boileau unterscheidet, ist, dafs bei ihm allerdings mehr das Temperamt, das Naturell mitspricht, als bei dem Franzosen. Die Satire als solche hat für ihn einen besonderen Reiz, ja ein Gegenstand, der sich nicht satirisch behandeln läfst, lockt ihn überhaupt nicht; und wenn er trotzdem einmal sich auf ein anderes Gebiet wagt, spürt man den Zwang, den er sich anthut. Für Boileau ist die Satire nur eines der Mittel, durch welche er sich mit dem Publikum in Verbindung setzt, und durch welche er seine Zwecke zu erreichen weifs; Liscow ist diese Vielseitigkeit versagt; die Satire ist die einzige Form, in welcher er auf die Menge wirken zugleich will und kann. Verbietet die Würde des Gegenstandes oder die Achtung vor der Persönlichkeit die satirische Behandlung, so schweigt er lieber. Und so kommt es, dafs Liscow vielleicht ein wenig mehr, wie der Franzose, Gewicht darauf legt, dafs die Satire Sache des Temperaments sei: „Der Vortrag der Wahrheit ist willkührlich . . . Ein jeder mufs in diesem Fall seinem Naturell folgen. Wer so gesinnet ist, dafs er zum Lachen spricht: Du bist toll; und zur Freude: Was machst du? der enthalte sich des Scherzens.“ (*Sammlung* S. 254. 274.)

In allen wesentlichen Punkten aber trifft er völlig mit BOILEAU zusammen. Wie diesem, fehlt LISCOW in der Satire alle Galle, er ist scharf, witzig, stellenweise in seiner Ironie anscheinend grausam, aber er wird nie eigentlich bitter, gehässig. Er ist vollkommen im Recht, wenn er sich zu seiner Verteidigung ausdrücklich auf BOILEAUS Verse (Sat. IX. v. 209f.) beruft:

„En blâmant ses écrits, ai-je d'un style affreux
Distilé sur sa vie un venin dangereux?"

Für die Verteidigung seiner Absichten ist eben BOILEAU sein unerschöpfliches Arsenal. Jene Ausführungen über das allgemeine Recht der Menschen zu kritisieren, das in der „*Unpartheyischen Untersuchung*" so weitläufig erörtert worden, sind weiter nichts wie Umschreibungen BOILEAUscher Ideen, und man kann nicht sagen, dafs LISCOW sein Vorbild in einem wesentlichen Punkte ergänzt habe. Im Gegenteil, es gelingt ihm nicht einmal, die mustergültige Präzision der Ausdrucksweise des Franzosen zu erreichen.

Um nur ein Beispiel zu nehmen.

Wenn LISCOW (*Sammlung* S. 237. 256.) zu seiner Rechfertigung sagt, die Art, wie er PHILIPPIS Schriften angegriffen, sei nur „ein allgemeiner Brauch derjenigen Freyheit, die alle Welt hat über ein Buch zu urtheilen," so macht er kein Hehl daraus, dafs dieser Grundsatz BOILEAU entnommen. Er citiert (Sat. IX v. 169 ff.):

. . . de blâmer des vers ou durs, ou languissans;
De choquer un auteur, qui choque le bon sens:
De railler d'un plaisant, qui ne sçait pas nous plaire;
C'est ce que tout lecteur eut toujours droit de faire."

Fährt er dann aber weiter fort: „Ein jeder, der schreibt, unterwirft sich durch die Herausgebung seiner Schrift dem Eigensinne seiner Leser. Qui scribit multos sumit judices, alius in alterius livet ac grassatur ingenium, sagt der heilige HIERÔNYMUS Ep. 29 ad Präsidium Diaconum. Wie kann es also ein Scribent übel nehmen, wenn man von seinem Buche seine Meynung sagt? Hätte er doch dasselbe ungedruckt lassen und für sich die Vollkommenheit seiner Gebuhrt in aller Stille bewundern können. Sobald er sein Büchlein ans Licht

giebt, mufs er es ihm auch gefallen lassen, dafs man es lieset und nach Befinden davon urtheilet. Die Obrigkeit kann ihn wider die Urtheile seiner Leser nicht schützen, noch ihnen eine Freyheit nehmen, die sie, wie die Juristen reden, titulo oneroso besitzen. Wann ich ein Buch kaufe, so erkaufe ich zugleich das Recht, davon zu sagen, was ich will. Ich kann es loben, wenn es mir gefällt, und es aufs unbarmherzigste richten, wenn es mir abgeschmackt scheinet.": so ist das auch, wenn Liscow sich hier nicht ausdrücklich auf ihn beruft, weiter nichts als Boileau, aber durch die Übersetzung in Prosa und die Liscowschen Zuthaten keineswegs zu seinem Vorteil verändert. Man vergleiche:

„Dès que l'impression fait éclore un poète
Il est esclave né de quiconque l'achète:
Il se soumet lui-même aux caprices d'autrui,
Et ses écrits tous seuls doivent parler pour lui."

Die darauf folgenden Verse: „Un Auteur à genoux etc." kann man dann wieder bei Liscow an der angeführten Stelle nachlesen.

Es würde zu weit führen, diese Abhängigkeit Liscows von Bolileaus Auffassung im Detail zu verfolgen, die gegebenen Proben mögen genügen.

Nur das eine mufs noch an dieser Stelle zu Liscows gunsten betont werden, worin er sich selbständiger zeigt. Das ist die Energie, mit welcher er jeden Eingriff der Obrigkeit in litterarische Fehden zurückweist: „Die Gelehrten müssen ihre Händel, die sie miteinander haben, unter sich ausmachen. Die Obrigkeit mischet sich nicht darinn, es sey dann, dafs es, wenn es zwischen ihnen von Worten zu Schlägen kömmt, nöhtig sey, Frieden zu gebieten. So lange es nur darauf ankömmt, ob eine Lehre wahr oder falsch, ob ein Buch gut, oder schlecht geschrieben sey, sieht sie dem Streit gelassen zu, und mafset sich keiner Erkenntnifs darüber an. Solche Streitigkeiten gehören vor die Obrigkeit nicht. Sie lassen sich durch einen Machtspruch nicht abthun . . . . .' Will man sagen, die Obrigkeit könne doch beyden Parteyen das Stillschweigen auflegen: so gebe ich zu, dafs dieses ihr ein leichtes sey. Allein sie würde durch ein solches Gebot alle Untersuchung der Wahrheit, und alle Bestreitung des

Irrthums aufheben, das Aufnehmen der Wissenschaften hindern, die Vernunft unterdrücken, den Irrthümern und Thorheiten Platz machen, und bey niemand, als albernen und bösen Scribenten, Dank verdienen.“

Es liegt freilich eine bittere Ironie darin, dafs ein Mann, der so tapfer und frisch für die Freiheit der Wissenschaft und ihrer Lehre eintritt, sich selbst seine Gegner immer nur in der niedrigsten Klasse zu suchen für gut befunden; dafs er mit Absicht den Riesen aus dem Wege gegangen und nur mit Zwergen angebunden, dafs er, mit solchen Mitteln und Gaben ausgerüstet, Befriedigung darin finden konnte, weiter nichts zu thun „als die Blöfse gewisser Leute aufzudecken, die so schon offenbar genug war.“ (*Sammlung.* Vorrede S. 5. 6.):

„La satire ne sert qu'à rendre un fat illustre!“

Nur in ganz lockerm Zusammenhange mit der eigentlichen *Unpartheyischen Untersuchung* stehen die am Schlufs hinzugefügten Bemerkungen über Philippis Autorschaft der Schrift „*Gleiche Brüder, gleiche Kappen.*“ Wir wissen von Liscow selbst, wie er Kenntnis von dem Hauptinhalt dieser Entgegnung Philippis auf den „*Briontes*“ durch Freunde erhalten, und wie wenig Anstofs er daran nahm, von diesem Glücksfall in nach heutigen Begriffen nicht gerade loyaler Weise Vorteil zu ziehen.[1]

An und für sich ist diese Abfertigung der elenden Scharteke Philippis, in welcher der Beweis geführt wird, die Schrift sei so thöricht und jammervoll, dafs selbst ein Philippi sie nicht geschrieben haben könne. sie stamme offenbar aus dem Lager seiner erbittertsten Feinde, ein kleines Meisterstück feiner Ironie. Nur wird mancher Leser versucht sein, wenn er die bodenlosen Albernheiten, zu denen Philippi sich verleiten lassen, hier, wenn auch nur in einem Auszuge kennen lernt, dem ironischen Verteidiger recht zu geben, der meint, „es gereiche dem Verfasser des *Briontes* zu schlechten Ehren, dafs er sich mit einem solchen Menschen abgegeben, als der Hr. Prof. Philippi seyn müsste, wenn er die

[1] Die ganze Schrift Philippis ist abgedruckt im Anhange zu dem mehrfach erwähnten „*Cicero ein grofser Windbeutel*“, S. 240—322.

Schrift gemacht hätte, die unter seinem Namen herumgehet; weil es eine schlechte Kunst, über einen solchen Menschen Meister zu spielen.“ (*Sammlung*, S. 268. 288.)

Sieht man aber von dieser Nichtigkeit des Objekts ab, so mufs man bewundern, was Liscow daraus zu machen verstanden: wer überhaupt Sinn für Humor hat, kann sich dem Reiz der Situation, dafs Philippi gegen Philippi mit dem Brustton innigster Überzeugung in Schutz genommen und auf liebevollste und väterlichste Weise vor sich selber gewarnt wird, nicht entziehen:

„Der grösseste Feind, den er in der Welt finden mag, ist derjenige, der die *Kappen* gemacht hat. Den verfolge er, wider den eifere er, mit dem kämpfe er, bis er ihn zu Boden geworfen, und zur Erkenntnifs seiner Thorheit gebracht hat. Dieser Unglückselige hat ihn durch die elenden *Kappen* weit gröber beschimpfet, als der Verfasser des *Briontes* durch seine Satyre. Ja, wo dem Gerücht zu trauen, so ist eben der Verfasser der *Kappen* Schuld an allem Verdrufs, den der Hr. Prof. Philippi einige Zeit her ausstehen müssen. Er hat, wie man sagt, nicht nur zu der Satyre *Briontes*, sondern auch zu allen den beissenden Censuren Anlafs gegeben, mit welchen man den Hrn. Professor gequälet hat.

Der Hr. Prof. Philippi rette demnach seine Ehre wider diesen gefährlichen Feind, und lasse den Verfasser des *Briontes* zufrieden. Fasse er einmal ein Herz, und greife den Verfasser der *Kappen* ernstlich an. Hat er diesen Feind besieget, und unter seine Füsse gebracht: so kann er versichert seyn, dafs er durch dessen Niederlage die Quelle seines Jammers verstopfet.“ (*Sammlung* S. 311. 334.)

Mehr in Liscows als in Philippis Interesse wäre zu wünschen gewesen, dafs es mit diesen drei Satiren sein Bewenden gehabt hätte. Leider hat Liscow bekanntlich diese Enthaltsamkeit nicht besessen und ist noch dreimal wider einen Gegner in die Schranken getreten, der schon mit gebrochener Lanze im Sande lag.

Doch ehe wir diesen nicht ganz würdigen Ausgang der Fehde mit Philippi näher ins Auge fassen, bedarf es noch einiger Worte über die mehrfach erwähnte, zwischen das Erscheinen der *Stand-*

oder Antrittsrede und der *Unpartheyischen Untersuchung* fallende, Episode der *„Sottises champêtres“*, welche mit der Schlufswendung des Streites mit PHILIPPI die unerquickliche, persönliche Zuspitzung gemein hat. Die *Sottises champêtres* danken ihre Entstehung einer der vielen Taktlosigkeiten PHILIPPIS, die aber schlechterdings nicht an die Öffentlichkeit gehörten, und zu deren an den Prangerstellung LISCOW veranlafst zu haben, wahrscheinlich das zweifelhafte Verdienst FRIEDRICH VON HAGEDORNS ist. (vgl. *Sammlung*, Vorrede S. 28 f. 37ff.) Der grobe Scherz würde heutzutage keinerlei Beachtung mehr verdienen, würfen nicht seine Veranlassung wie seine unmittelbaren Folgen einiges Licht auf LISCOWS Verhältnis zu GOTTSCHED.

Bisher ist allgemein angenommen worden, dafs beide sich bereits im Sommer des Jahres 1729 kennen gelernt hätten, als GOTTSCHED, von einem Besuch in seiner Heimat zurückkehrend, in Lübeck Rast machte.[1] Aus dieser persönlichen Bekanntschaft ist, in Verbindung mit einigen Äufserungen LISCOWS in der Vorrede der *Sammlung* über die Entstehung seines Konfliktes mit PHILIPPI, geschlossen worden, dafs jener erste Angriff auf unmittelbare Veranlassung GOTTSCHEDS geschehen.

Aus der Korrespondenz JOACHIM FRIEDRICH LISCOWS mit GOTTSCHED geht aber zweifellos hervor, dafs bis zum Erscheinen der *Sottises champêtres*, resp. der dagegen gerichteten Schrift PHILIPPIS *„Sottises galantes“* GOTTSCHED weder mit LISCOW in Verbindung gestanden, noch auch über seine Persönlichkeit im klaren gewesen. Vielmehr veranlafsten erst die *Sottises champêtres*, die im Sommer 1733 erschienen, GOTTSCHED zunächst mit dem jüngern, dann auch mit dem ältern LISCOW anzuknüpfen.[2]

Die Klatschgeschichte, welche den *Sottises champêtres* zu Grunde lag, hatte sich abgespielt im Hause der Frau VON ZIEGLER,

[1] Jedoch nicht, wie CLASSEN (S. 12) will, damals schon „mit seiner jungen Frau“. GOTTSCHEDS Vermählung fand bekanntlich erst 1735 statt. Vielleicht wohnte GOTTSCHED während dieses Aufenthaltes bei dem Rektor VON SEELEN, der in einem (ungedr.) Briefe vom 6. Oktober 1742 seinen Sohn an G. empfiehlt und dabei schreibt, „hat mein Haufs vormahls der Ehre dero Gegenwart und ich dero Gewogenheit genossen“ etc.

[2] Auch DANZEL *„Gottsched und seine Zeit“* S. 232ff. erwähnt noch der Legende von GOTTSCHEDS Zusammentreffen mit LISCOW 1729, als eines (unwidersprochenen) Gerüchtes, trotzdem er den Beweis für die Unrichtigkeit der Annahme in Händen hatte.

mit der Philippi freundschaftlichen Verkehr unterhielt, und welche in dieser Affaire eine nicht gerade sehr beneidenswerte Rolle spielt, die Rolle einer verunglückten Heiratsvermittlerin für einen Philippi.[1]

Nun war bis zur Verheiratung Gottscheds Mariane von Zieglers Haus den Sammelpunkt der schöngeistigen Leipziger Kreise, vor allem Gottscheds und seiner Schüler; die jungen Gottschedianer zäumten ihre Poetenröfslein und sangen den Ruhm Marianens, und ihr Herr und Meister gab selber den Ton an. Man nahm sie als Mitglied in die deutsche Gesellschaft auf — das einzige weibliche Mitglied! — und 1733 ward sie auf Gottscheds Veranlassung in Wittenberg zur Dichterin gekrönt.[2]

Es konnte daher weder ihr noch ihren Freunden angenehm sein, in dieser Verbindung mit Philippi gleichsam an den Pranger gestellt zu werden, zumal derselbe diesmal wieder Gottsched als Anstifter des Streiches witterte, und sich beeilte, in seinen „*Sottises galantes*“ diesen aufs gröbste zu beschimpfen. (das Nähere bei Helbig, S. 18 f.)

Mochte nun wohl auch Liscow und Hagedorn die Absicht nicht ganz ferne gelegen haben, bei dieser Gelegenheit Frau von Ziegler und ihr Treiben dem Spotte preiszugeben[3], sicher hatten sie diesen Ausfall auf Gottsched weder gewünscht noch er-

---

[1] An und für sich lag freilich für die Zeitgenossen in diesen Heiratsvermittelungen keineswegs etwas Anstöfsiges. Der Pfarrer Johann Andreas Cramer in Radmeritz stellt in seinen Briefen an Gottscheds wiederholt an Frau G. das ganz ernsthafte dringende Ansinnen, ihm eine geeignete Lebensgefährtin auszusuchen und ihm dann Nachricht zukommen zu lassen, dafs er sich dies lbe besehen könne. Das Unglaublichste leistet aber in dieser Beziehung wieder Philippi, der im Jahre 1736 von Erfurt aus sich ebenfalls an Frau Gottsched mit der Bitte um Auskunft über eine gewisse Madem. Brayen in Danzig wendet, „als die mir ein guter Freund vorm halben Jahr zur Heyrath vorgeschlagen, ich auch, wenn sie nur den zehnden Theil von Madamens Leibes- und Gemüths-Schönheiten, samt andern Vortheilen hätte, Vorwiz genug besässe, eine Reise hin zu thun . . . !“

[2] Am 23. Aug. 1733 schreibt der derzeitige Dekan der philos. Fakultät zu Wittenberg Johann Gottfried Krause an Gottsched, die bevorstehenden Promotionen betreffend: „Vielleicht fänden Ew. HochEdlen auch etwan jemanden, der die *Lauream Poeticam* annähme, wozu wir doch hier noch dann und wann Liebhaber gefunden, zumahl sich die Kosten nur auf 14 Thlr. belauffen.“ Die Krönung fand am 17. Oktober desselben Jahres statt. Die auf diesen Vorgang bezüglichen Diplome und Gedichte gab dann 1733 der damals bei Gottsched in hohen Gnaden stehende, später allerdings von ihm (sehr mit Unrecht), als unfähiges Subjekt, desavouierte Jacob Friedrich Lamprecht heraus. (*Sammlung der Schriften und Gedichte, welche auf die poetische Krönung der . . . Frauen* Christiane Mariane von Ziegler . . . *verfertiget worden.* Leipzig, Breitkopf 1734 m. Portr. 104 SS. u. 11 Bl. 8°.) Das Wittenbergische Privileg war von Friedrich August I. während seines Reichsvikariats verliehen und von Karl VI. bestätigt worden.

[3] Liscow in der Vorrede der *Sammlung* (S. 29, 38) behauptet allerdings, wenn er gewufst

wartet. Joachim Friedrich Liscow, welcher nach Hamanns Tode die Redaktion des *Hamburgischen Correspondenten* übernommen, nahm Gottsched wider seinen Widersacher nachdrücklich in Schutz, in einer Rezension der *Sottises galantes*, die im *Hamburgischen Correspondenten* vom 26. Juni 1733 (No. 101) erschien (abgedruckt in der *Sammlung* S. 754 ff. 839 ff.). Unmittelbar darauf mufs Gottsched an den jüngeren Liscow geschrieben und sich bedankt haben, denn das Antwortschreiben des letzteren, das auf Gottscheds Brief bezug nimmt, ist bereits vom 9. Juli 1733; es ist der erste der im Anhange mitgeteilten Briefe des jüngern Liscow an Gottsched und beweist zweifellos, dafs vorher keinerlei Verbindung zwischen den Liscows einerseits und Gottsched anderseits stattgefunden. Christian Ludwig wird hier noch mit keiner Silbe erwähnt. Offenbar aber hat Gottsched, wie aus J. F. Liscows zweitem Brief vom 13. November desselben Jahres hervorgeht, sich nach dem Verfasser der Satiren, dessen Name allerdings nachgerade ein öffentliches Geheimnis geworden, erkundigt und um einige Exemplare gebeten. Daraufhin schreibt dann der jüngere Liscow: „der Verfafser dieser *Facetiarum* ist ohne Zweifel Ew. HochEdlen längst nicht mehr unbekand. Es wird dahero ohnnöthig seyn, ein Geheimniss aus einer Sache ferner zu machen, die es nicht mehr ist, insonderheit gegen Ew. HochEdlen, von deren edlem Gemüthe ich versichert bin, dafs sie es nicht zum Nachtheil meines Bruders öffentlich werden bekand machen. Dieser eben ist es der bifshero mit denen Hr. Philippi und Sievers sich nicht so wohl, als einigen anderen guten Freunden eine Lust zu machen gesucht. Er lebt in Lübeck in dem Hause des Hrn. Dom-Dechanten von Thienen,

---

hätte, dafs Frau v. Ziegler die Veröffentlichung übelnehmen könnte, er nie die Hand dazu geboten haben würde. Diese Naivetät ist aber um so unwahrscheinlicher, als Hagedorn sich offenbar über die Frau lustig machte, der 1739 von ihr schreibt: „qui des âges des Graçes et des Muses, dont elle était la quatrième et la dixième il y a quelque lustres, a passé à l'age de Minerve“ (Helbig, S. 48); im Zusammenhange klingt die Stelle noch boshafter. Joh. Georg Hamann, Hagedorns ehemaliger Lehrer, der sie von Leipzig her genau kannte, schrieb bei ihrer Aufnahme in die deutsche Gesellschaft geradezu an Gottsched (20. Sept. 1731) „die Frau von Ziegler haben Sie einmahl in die Gesellschafft aufgenommen. Ja! Ja! Doch man mufs das beste denken. Sie wird sich vielleicht bessern sollen.“

welcher ihm die Aufsicht über seine beyde Stief-Söhne die jungen Herren von Brömbsen seit einigen Jahren zu gönnen beliebet" u. s. w. (Vgl. oben S. 40.)

Auf den weiteren Inhalt der kurze Zeit recht lebhaften Korrespondenz, welche mit einem Briefe Joachim Friedrichs vom 29. Januar 1735[1] ihr Ende erreicht zu haben scheint, wird noch zurückzukommen sein.

Zwischen dem Erscheinen der *„Stand- oder Antrittsrede"* und der vorletzten gegen Philippi gerichteten Satire, dem *„glaubwürdigen Bericht"*, liegt fast ein ganzes Jahr. Alle Welt glaubte, die Sache sei nun abgethan und Philippi nach Verdienst gebrandmarkt. Liscow selbt, wie er in der Vorrede sagt, wollte mit der *Stand- oder Antrittsrede* seine Angriffe gegen Philippi beschliefsen. Sein Bruder war jedoch die indirekte Veranlassung, dafs er den Streit noch einmal wieder aufnahm. Am 25. Mai 1734 erschien nämlich von Joachim Friedrich im *Hamburgischen Correspondenten* jene Rezension von Philippis *Maximen der Marquise von Sablé*[2], in welcher Philippi als „ein zum Bathos gebohrener und durch Uebung darinn vollkommen gewordener Redner und Poet" bezeichnet wurde. Das war zuviel für diesen, und schon wenige Tage darauf (am 1. Juni) sandte er eine Beschwerdeschrift an den Hamburger Senat (abgedruckt in Philippis *Cicero* etc. S. 531 ff. und nach dem Original bei Lisch S. 80 ff.), in welcher er verlangte, man möge gegen den „Studenten Liscow, der nichts als ein Zeitungsschreiber ist", einschreiten und „wo er sich dergleichen weiter unterfinge, einem vernünftigeren die Verfertigung der gelehrten Articul in denen Hamburgischen Zeitungen auftragen, und in derselben Weise auch gegen die *„Niedersächsischen Nachrichten"* vorgehen." Diese Beschwerde blieb, wie Liscow

---

[1] Auch abgedruckt bei DANZEL S. 234, jedoch mit der Jahreszahl 1734. So steht allerdings im Original, aber es ist zweifellos nur ein Schreibfehler J. F. LISCOWS. Vgl. die Anmerkung im Anhang.

[2] *Der Marquisin* VON SABLÉ *Hundert vernünfftige Maximen. Mit 366 moralischen Bildnüfsen erläutert . . . aus dem Frantzösischen übersetzet, Und mit einer Zuschrifft an . . . die Frau* VON ZIEGLER . . . *begleitet von* Dr. JOH. ERNST PHILIPPI. Leipzig, 1734. 283 S. u. 18 Bl. 8°.

Die Rezension ist abgedruckt in der *Sammlung* S. 759 f. 844 f. Vorher geht die sehr lobende Rezension des *„Antilongin oder die Kunst zu kriechen aus dem Engl. des Swift übersetzt und mit deutschen Beispielen versehen"* (von SCHWABE). Vgl. auch J. F. LISCOW an GOTTSCHED vom 26. Mai 1734.

sich vorsichtig ausdrückt, „auf gewisse Maasse nicht ohne Wirkung.“ Wahrscheinlich erhielt der jüngere LISCOW die Weisung, sich aller weitern Angriffe gegen PHILIPPI in seiner Zeitung zu enthalten, jedenfalls ist er seitdem viel vorsichtiger. Freilich war PHILIPPI wohl wenig mit der Art zufrieden, in der der schlaue „Zeitungsschreiber“ bei der Ankündigung seines „*Cicero ein grosser Windbeutel*“ im *Hamburg. Correspondenten* vom 4. Februar 1735 allerdings sich jedes Tadels enthielt, dafür aber, ohne eine Bemerkung hinzuzufügen, die Stelle aus dem SENECA über den CESTIUS abdruckte. (*Sammlung* S. 764 f. 849 f.)[1]

LISÇOW beschlofs sich und seinen Bruder zu rächen und dem unverbesserlichen hämischen Denunzianten den Gnadenstofs zu versetzen. Im Sommer 1734 erschien „*Eines berühmten Medici Glaubwürdiger Bericht von dem Zustande, in welchem Er den* (*S. T.*) *Hrn Prof. Philippi den 20. Junii 1734 angetroffen.* Merseburg 1734.“ An und für sich war der Einfall gar nicht übel, wenn auch nicht mehr neu.[2] LISCOW hat gehört, dafs PHILIPPI von einigen Offizieren eine derbe körperliche Züchtigung erhalten habe. Er läfst nun in sehr drolliger Weise den Arzt darüber berichten, wie durch den Schlag aufs Haupt PHILIPPIS „Gehirn ganz umgekehret, und just in die Ordnung gesetzet worden, in welcher es sich bey Leuten von gesundem Verstande befindet“, . . . „eine so entsetzliche Verrückung“ habe der Herr Professor aber nicht überstehen können, und sei, unter herzlicher Bereuung aller seiner literarischen Sünden und aufrichtigem „Bekenntnifs von der Scheufslichkeit seiner Schriften,“ am 21. Juni 1734 sanft und selig verschieden.

Die kleine Schrift ist äufsert geschickt gearbeitet, einheitliche Idee, gut durchgeführt, gedrängte Darstellung und unwider-

[1] Wortreicher, aber sehr viel zahmer ist die Rezension der gegen PHILIPPI und den Schauspielprinzipal MÜLLER gerichteten Schrift: „*Glück auf! dem Herrn D.* JOH. ERNST PHILIPPI . . . *abgefasset von* THOMAS MARKEWITSCH, *Carnioluno Gesund von Gorizia, den 5. Merz 1735, und gedruckt zu Nürenberg, im April izt gedachten Jahres.*“ in No. 88 des *Hamburg. Correspondenten* vom 3. Juni 1735: die Schrift enthalte mehr, als der Titel andeute, „denn aufser denen hin und wieder wohl angebrachten Wahrheiten, die denjenigen, an den die Schrift gerichtet ist, betreffen, findet man“ u. s. w. . . . „was der Herr VON FELDERNHEIM, eine derer sich unterredenden Personen mit französischen Worten vorträgt, kan man nicht anders als lehrreiche Maximen ansehen.“

[2] Vgl. das unter No. 8 des Anhanges der *Sammlung* aus den *Nieders. Nachr.* vom 19. März 1733 abgedruckte „*Schreiben eines gelehrten Medicus*“.

stehlich packende Laune zeichnen sie vorteilhaft vor manchen seiner früheren aus; sie ist wegen der Drastik der Situation, in welcher der Held vorgeführt wird, diejenige, welche von allen LISCOWschen Satiren heute noch auf den unbefangenen Leser den unwiderstehlichsten Lachreiz ausübt.

Aber trotzdem bezeichnet sie einen Rückschritt LISCOWS, ein Herabsteigen aus der Sphäre der litterarischen Satire, in die niedern Regionen litterarischen Klatschbasentums. Zwar wird der Schein einer litterarischen Satire noch in sofern aufrecht erhalten, als PHILIPPIS alberne *„Moralische Bildnisse“* zu den *Maximen der Marquise von Sablé* in ihrer ganzen Scheufslichkeit an den Pranger gestellt werden, aber jene Prügelaffaire, die mit PHILIPPIS öffentlicher litterarischer Thätigkeit gar nichts zu thun hatte, die weiter nichts als eine Skandalgeschichte war, bildet doch den Grundstock und das gibt der kleinen Schrift den Charakter kleinlicher Skandalsucht. Mochte PHILIPPI seine Prügel verdient haben oder nicht, jedenfalls war es schon hart genug für einen Mann in seiner Stellung, einer solchen Behandlung ausgesetzt zu sein, und den tief Gekränkten noch obendrein öffentlich verspotten, konnte nicht die Sache eines Mannes sein, der wie LISCOW seinen Stolz darin setzte, sich nur an die Leistungen seiner Gegner zu halten und ihre Persönlichkeit stets aus dem Spiele zu lassen.

Aber wie wenig LISCOW selbst ein Gefühl davon hatte, wie naiv er in dieser Hinsicht noch war, zeigt eine Äufserung von ihm in der Vorrede der *Sammlung* über jene Brutalität, die PHILIPPI, fast gleichzeitig mit dem Erscheinen von LISCOWS Schrift, von den Händen des Königs FRIEDRICH WILHELM sich hatte gefallen lassen müssen: „An die andern Schläge, die der Herr Prof. PHILIPPI kurz darauf von höherer Hand bekommen hatte, habe ich nicht gedacht. Ich hielte es für niederträchtig, über einen Unfall zu spotten, der einem jeden ehrlichen Manne hätte begegnen können, und beklagte den Herrn Prof. PHILIPPI von Herzen.“[1]

---

[1] Ausführliches über diese Geschichten bei HELBIG, S. 23 f. und (nicht ganz genau) HIRSCHING a. a. O. Die Motive für die Mifshandlung PHILIPPIs sind vielleicht darin zu suchen,

Nach unserer modernen Auffassung sind beide Fälle nur wenig von einander unterschieden, beide mal erscheint der Betroffene nur bedauernswert und niemand, der etwas auf sich hält, wird ihn obendrein verspotten.

Für LISCOWS ehrliche, gerade Natur ist es jedoch bezeichnend, dafs er nur dagegen sich verwahrt, als habe er spotten wollen über eine schimpfliche Beleidigung, wider welche der Beleidigte sich nicht wehren konnte. Jenen Zwischenfall mit den beiden Offizieren betrachtet er nur als eine verdiente, durch die Unverschämtheit seines Gegners hervorgerufene Züchtigung und nimmt daher keinen Anstand ihn mit Behagen und Laune auszubeuten.

PHILIPPI ist aber um diese Zeit in der That nur noch ein Gegenstand des Mitleids; deutliche Spuren einer Geistesstörung lassen sich nicht verkennen. Seine Stellung in Halle war schon lange fast unhaltbar und hätte er nicht an dem Kanzler VON LUDEWIG einen Beschützer gehabt,[1] würde er sicher schon viel früher dem allgemeinen Hohn haben weichen müssen. Erzählt doch LISCOW, dafs die Studenten ihm den „*Briontes*“ mit ins Kolleg gebracht und in seiner Gegenwart einander daraus vorgelesen hätten. Schon im Sommer 1733 hatte PHILIPPI sich daher an MOSHEIM gewandt, mit der Bitte ihm bei der neuen Göttinger Universität eine Stelle zu verschaffen[2], und es scheint auch, als ob er mit vorgeschlagen worden sei[3]. Er nahm dies für eine förmliche Berufung, kam in Halle um seine Entlassung ein, und machte sich, nachdem er die mehrfach erwähnten Prügel in Empfang genommen, Ende August 1734 nach Göttingen auf den Weg. Allein dort wollte man erst

---

dafs PH. sich durch seine Bitte um Entlassung gegen das strenge preufsische Mandat vom 22. April 1733 vergangen hatte. Vgl. RÖSSLER, *Gründung der Universität Göttingen* 1855 S. 41.

[1] Am 5. Juni 1735 schreibt der Hallenser Prof. BÖHMER an MÜNCHHAUSEN u. a. „Woher er (V. LUDEWIG) die Nachricht habe, weifs ich nicht, doch vermuthe ich, dafs solche ihm Herr Dr. PHILIPPI zugeschrieben habe, von dem der Herr Cantzler der grösseste Patron ist, und ihn bey aller Gelegenheit defendiret“ etc. Vgl. RÖSSLER, *Gründung der Universität Göttingen*, S. 227.

[2] „Herr PHILIPPI mag immer aus der deutschen Gesellschaft wegbleiben; Er hat mich ersuchet, ihm einen Platz in Göttingen zu verschaffen. Ich wolte, dafs ich so stark von seiner Fähigkeit und Bescheidenheit überzeuget wäre, um ihm ohne Widerspruch meines Gewissens hierin dienen zu können.“ (U. Br., MOSHEIMS an GOTTSCHED 3. Juni 1733.)

[3] „Vielleicht schmeichelt er sich ebenso vergeblich wie Dr. PHILIPPI, der den wunderlichen Schlufs machet: Ich bin in Hannover vorgeschlagen, daher werde ich nach Göttingen gerufen werden.“ (MOSHEIM an GOTTSCHED 15. September 1734. Z. T. gedr. bei DANZEL S. 178.)

recht nichts von dem arg kompromittierten Menschen wissen, vergebens bestürmte er GEBAUER und MÜNCHHAUSEN mit Eingaben und Lobgedichten. Man bedeutete ihn, er habe nichts zu hoffen, liefs ihn aber vorläufig ungestört sein Wesen treiben; als er jedoch gar keine Miene machte die Universität von seiner unangenehmen Gegenwart zu befreien, vielmehr zu Beginn des Jahres 1735 eine alberne Wochenschrift „*Der Freydenker*“ herauszugeben begann, rifs die Geduld, man gab ihm das consilium abeundi und schaffte ihn aus der Stadt.[1] Am 1. April 1735 meldeten die „*Hamburgischen Berichte*“, das Organ PHILIPPIS, das ihm stets bereitwillig seine Spalten geöffnet, in einer Korrespondenz aus Göttingen vom 26. März lakonisch: „Herr Doctor PHILIPPI hat schon seit 8 Tagen diese Akademie verlassen, und weifs man nicht, wo er sich von hier hingewandt hat.“

Man mufs annehmen, dafs diese letzten Vorgänge PHILIPPI auch den Rest von Besinnung, den er noch besafs, geraubt haben, um zu verstehen, wie er die unglaubliche Thorheit begehen konnte, nicht nur in den „*Hamburgischen Berichten von gelehrten Sachen*“ vom 22. Oktober 1734 No. 85. (abgedruckt in der *Sammlung* S. 760, 845.) „zur Steuer der Wahrheit“ verkünden zu lassen, er sei noch am Leben, sondern auch gleichzeitig eine förmliche „Verteidigungsschrift“ in die Welt zu setzen, in der er den Beweis zu führen versuchte, er sei noch nicht gestorben, und sich in den heftigsten Schmähungen erging gegen die Urheber jener Nachricht, in denen er seinen ehemaligen Kollegen WIEDEBURG und den jungen SAMUEL GOTTHOLD LANGE zu erkennen glaubte.[2]

---

[1]) Näheres bei RÖSSLER a. a. O. S. 100, 102. *Hamburgische Berichte von gelehrten Suchen.* 1734 No. 86 (26. Oktober), 94 (23. November), 95 (26. November), 96 (30. Nov.) und HIRSCHING a. a. O. S. 213. „Herr PHILIPPI ist in Göttingen eben so elend, verächtlich und lächerlich, als er in Halle gewesen. Herr Hoff-Raht TREUER schreibt mir gestern, dafs er nicht gar weit von der Verzweifelung entfernet sey.“ (MOSHEIM an GOTTSCHED 18. December 1734, zum Teil gedr. bei DANZEL, S. 94 f.) „Herr Dr. PPHILIPPI ist so lächerlich in Göttingen. als er jemahls anders wo gewesen. Man legt es ihm so nahe, dafs man ihn nicht weiter dulden will, als es seyn kann, allein er will nichts verstehen. Bifsher schütze ich Ihn noch gegen eine gewaltsame Wegschaffung: aber ich weifs nicht, wie lange er mir das Vermögen, ihn zu schützen, selber lassen wird.“ (MOSHEIM an GOTTSCHED, 9. März 1735, z. T. bei DANZEL, S. 95 f.)

[2] Vgl. oben S. 52. Anm. LANGE wird in der ersten der „*curieusen Beylagen*“ unter dem Namen HERMOLAUS BARBARUS, als Verbreiter „*des glaubwürdigen Berichts*“, angegriffen. Derselbe

Hierdurch sah sich LISCOW noch einmal — und jetzt wirklich zum letzten mal — veranlafst seinem alten Gegner die Wahrheit zu sagen; im Frühjahr 1735 liefs er die *„Bescheidene Beantwortung“* drucken, in welcher er trocken erklärte, PHILIPPI möge sich sträuben, wie er wolle, er sei im vergangenen Jahre zu Halle gestorben, und „das Ding“, das zu Göttingen unter der Gestalt und dem Namen PHILIPPIS herumgehen solle, sei zweifellos nur „ein Gespenst“; der Teufel, als ein abgesagter Feind aller guten Anstalten, möge wohl seine guten Gründe haben, warum er sich in PHILIPPIS Gestalt in Göttingen sehen lasse; er werde aber sicher eines Tages plötzlich mit Gestank verschwinden.

Er schlofs mit dem effektvollen Citat aus MOLIÈRE:

„Disparoissez donc, je Vous prie
Et que le Ciel par sa bonté
Comble de joye et de santé
Votre defunte Seigneurie.“

Dieser letzte Abschiedsgrufs an PHILIPPI ist, abgesehen von der glücklichen Schlufswendung, nicht so gelungen, wie der *„Merkwürdige Bericht“*. Die lustige Idee, einem Lebendigen zu beweisen, er sei tot, ist viel zu breit behandelt, der Witz stellenweise frostig und an den Haaren herbeigezogen. Das Ganze macht mit einem Wort nicht den Eindruck einer frischen Improvisation aus einem Gufs, sondern nur einer mühsam zusammengestellten Sammlung magerer Witze über einen dürftigen Gegenstand, der der Mühe nicht verlohnt.

Die *bescheidene Beantwortung* ist das letzte, was LISCOW gegen PHILIPPI geschrieben; die Satire *Von der Nothwendigkeit der elenden Scribenten,* in der PHILIPPI ja auch eine Rolle spielt, neben SIVERS, RODIGAST und MANZEL, erschien in erster Auflage bereits 1734. Die journalistischen Angriffe im *„Hamburgischen Correspondenten“*, auf die wir im nächsten Abschnitt kommen, hören gleichfalls mit,

---

hatte sich damals seiner Gesundheit wegen nach Erfurt, wo PHILIPPI mancherlei Bekannte, u. a. die ZÄUNEMANNIN (*Hamburg. Berichte* 1734 No. 86) besafs, begeben, und hatte vermutlich die LISCOWsche Satire von Halle mitgebracht.

wahrscheinlich sogar noch etwas vor dem Erscheinen der *„bescheidenen Beantwortung“* auf.

Die weiteren Schicksale des wunderlichen Mannes gestalteten sich in der That so traurig, dafs selbst Liscow meinte, man dürfe seiner „ohne Sünde“ nicht weiter spotten. Von Göttingen wendet er sich zunächst nach Halberstadt, von dort bittet er — freilich vergeblich, — den menschenfreundlichen Mosheim um Aufnahme in Helmstedt.[1] Dann folgen verunglückte Versuche, sich in Halle und Jena wieder festzusetzen. An beiden Orten erhält er das consilium abeundi. Ein Versuch[2], in Erfurt „unter Gottes Schutz und der Regierung“ Ostern 1739 Vorlesungen über römisches Recht und „praktische Übungen in gebundener und ungebundener Rede“ zu halten, mifsglückt ebenfalls, denn im Oktober desselben Jahres taucht er in Leipzig auf „mit einer grofsen Last von Schmieralien, die er alle drucken lassen will.“ Dort hat man aber keineswegs Lust, „einen solchen Abschaum der Thorheit, den drey Universitäten fortgeschaffet haben, zu dulden“ (Gottsched an Manteuffel 24. Okt. 1739. U. Br.)[3], und trotzdem er öffentlich kein Ärgernis erregt, wird er Anfang Februar 1740 „auf hohen Befehl“ nach Waldheim, „nicht als ein Übelthäter, sondern als ein Narr, das Gnadenbrot zu geniefsen“, (Fr. Gottsched an Manteuffel 6. Febr. 1740. U. Br.) gebracht. 1742 von dort entlassen, erscheint er „in Gestalt eines halben Bettlers“ in Dresden, aber obwohl er inzwischen zu der Einsicht gekommen, dafs er „bisher nicht viel gutes geschrieben,“[4] ist er von

---

[1] „Der elende Dr. Philippi, der, wie bekannt, seyn wird, von Göttingen weggeschaffet worden, hält sich jetzt in Halberstadt auf. Er hat mir von daraus geschrieben, und gebeten, dafs ich Ihn in mein Haufs nehmen möchte, Ich habe ihm aber ernstlich zurückgeschrieben, dafs er hinführo weiser werden, die Feder fein niederlegen, und von hier wegbleiben möchte. . . . . Darauf hat er mir die Acta seines Processes in Göttingen zugesand, damit ich seine Unschuld erkennen möchte. Ich kann nicht leugnen, dafs Herr Gebauer in einigen Dingen zu hart mit ihm verfahren und Dinge wieder ihn in Hannover angegeben, die unerwiesen sind. Doch seine Thorheit läfst ihm nirgends lange Ruhe.“ (Mosheim a. Gottsched 27. April 1735 z. T. gedruckt bei Danzel S. 96 u. 178.)

[2] *Hamburgischer Correspondent* 1739, No. 102 (27. Juni).

[3] Der Briefwechsel des Gottschedschen Ehepaars mit Manteuffel giebt mancherlei Details. Fast in jedem Briefe wird von dem „Phantasten“ berichtet, und Manteuffel offen und versteckt angegangen, seinen Einflufs in Dresden aufzubieten, um die Entfernung des unbequemen Gastes zu veranlassen. Auf Manteuffels wiederholtes Betreiben der Angelegenheit scheint denn auch die endliche Wegschaffung Philippis erfolgt zu sein.

[4] U. Br. Chr. L. v. Hagedorns an Fr. v. Hagedorn, 3/4 Sept. 1742 (Lappenbergs *Sammlung*).

seiner Schreibwut keineswegs kuriert, und konnte er schon bisher für einen Phantasten schlimmster Sorte gelten, so zeigen sich jetzt unverkennbare Spuren des Wahnsinns, „*Die Regeln und Maximen der edlen Reimschmiedekunst*“, Altenburg 1743 (die Vorrede ist Dresden, 29. Dec. 1742 datiert) und mehr noch das konfuse, Manuskript gebliebene, Opus:

L'Art de Bons-mots, das ist, Herrn Peter Clüvers . . . nachgelaſsene Edele Früchte einer Fürtreflichen Belesenheit, Scharffen Witzes, und Guten Geschmackes, in Allen Schönen Wissenschaften; nebst Nachdenklicher Zuschrift und fünf ausgetheilten Blumen-Buckets . . . 1744; (die Vorrede Altenburg, 21. December 1743, unterzeichnet D. JOHANN ERNST PHILIPPI[1]), sind Ausgeburten eines völlig zerrütteten Geistes.

Eines aber ist in ihnen beachtenswert: die Art, wie er sich über LISCOW ausspricht. Mag es nun die Folge der Unterstützungen, welche ihm LISCOW nachweislich in diesen Jahren zukommen liefs, oder die Polemik desselben gegen GOTTSCHED, den PHILIPPI bis ans Ende glühend gehafst hat, oder wirklich ein unklares Bewufstsein seines geistigen Elends sein, er erkennt die Bedeutung und die Überlegenheit seines ehemaligen Gegners reumütig an. (Dazwischen kommen dann allerdings wieder wirre Ausfälle gegen den Verfasser des „*Briontes*“ und die „Gesellschaft der kleinen Geister“). Schon in der „*Reimschmiedekunst*“ (S. 15) wird der Verfasser „der überaus lustigen und artigen Schrift: *Die Nothwendigkeit der elenden Scribenten*“ gelobt, noch nachdrücklicher aber und vor allem mit deutlicher Beziehung auf die frühere Gegnerschaft in der *Art de bons mots*“ S. 260: „Lifs ja auch von ernst- und scherzhaften Schriften und die Vorrede zur Uebersetzung des LONGINS; lifs die Vorreden zu denen neuesten Auflagen der Gedichte des Herrn von BESSER, CANITZENS, NEUKIRCHS etc. Von jedem dieser angezognen Werke sage ich billig: L i f s und k o f f s . . . . Fällt dir aber bey denen Wörtern Lifs und Kaufs ein gewisser Nahme ein: so halte ihn

[1] Das Manuskript 340 SS. 4°, befindet sich in der kgl. ö. Bibliothek zu Dresden (sign. P. 265) Vergl. *Archiv f. Literaturgeschichte*. IX. S. 112 f.

in allen Ehren, denn er straft zwar etwas scharf, aber er meynts doch gut. Die Schläge des Liebhabers meynens nicht böse, spricht König Salomo . . . Eben der den du etwa vor deinen Feind hälst, ist zugleich ein Liebhaber eines gesunden Wizes; ein Liebhaber der Wahrheit und guten Geschmacks, ein Liebhaber der Richtigkeit, dafs ein Schüler seinen Lehr-Meister nicht über die Gebühr erhebe und gar zu einem Abgott mache, ein Liebhaber endlich der Freyheit, damit keine Monarchia litteraria universalis aufkomme und sich welche zu allgemeinen Schriftrichtern aufwerffen, grade als wenn sie alles verstünden, über alles zu richten genugsamen Verlag im Kopfe und Befugnis hätten; sie allein den Wiz vor sich gepachtet und alle andre ihnen die Belustigungen ihres Gemüthes und Wizes bittweise erst abpachten müsten. Vor solche schwülstige Geister also sind die Demüthiger nöthig und heilsam."

Es ist fast erschütternd, dafs der unglückliche Mann zu dieser Erkenntnis erst kommt, als Wahnsinniger in einem lichten Moment. Wie wunderbar war die Äufserung LISCOWS in dem „*Merkwürdigen Berichte*" wahr geworden, damit PHILIPPI zur Vernunft gelange, müsse sein Gehirn „ganz umgekehret werden." Die weiteren Schicksale PHILIPPIS sind in Dunkel gehüllt, er scheint um 1750 in Mangel und Elend gestorben zu sein.[1]

Keine der bisherigen Schriften LISCOWS hat eine solche Verbreitung erlangt, wie die letzte seiner gröfseren Satiren, welche noch vor der „*Bescheidenen Beantwortung*" zu Ende 1734 erschien: Die Satire *Von der Vortrefflichkeit der elenden Scribenten.*[2] Sie galt und gilt zum Teil heute noch, nicht nur als das beste Werk LISCOWS,[3] sondern als ein Muster der Satire überhaupt; ein Urteil, dem nur bedingt beigetreten werden kann. Vor allem erklärt sich ihre grofse Verbreitung nicht so sehr aus dem tiefern Gehalt, als viel-

[1] Vgl. HIRSCHING a. a. O. S. 214. Sein Portrait (SYSANG sc. 1743) vor der „*Reimschmiedekunst.*"

[2] *Die Vortrefflichkeit und Nohtwendigkeit der Elenden Scribenten, gründlich erwiesen von* * * * * * Horatius. Dicam insigne, recens adhuc, indictum ore alio . . . . 1734. 110 SS. 8⁰.

[3] Vgl. HALLERS Äufserung darüber in seinem Brief an SINNER (1737) bei RÖSSLER, *Gründung der Universität Göttingen* S. 315 f.

mehr aus jener Eigenschaft, die RABENERS Satiren so viel Anklang finden liefs: der verhältnismäfsig selten hervortretenden Zuspitzung der Satire gegen eine bestimmte Persönlichkeit. Viel ausschliefslicher und energischer wie in irgend einer der früheren Schriften LISCOWS richtet sich der satirische Angriff gegen eine ganze Kategorie, und wenn für gewisse Eigentümlichkeiten der „elenden Scribenten" SIVERS, PHILIPPI, RODIGAST mit Namen als charakteristische Typen angeführt werden, so geschieht es nicht so sehr, diese Männer aufs neue blofszustellen, als vielmehr aus Bequemlichkeit. Mit dem Namen „SIVERS" und dem Namen „PHILIPPI" hatte das Publikum schon einen ganz bestimmten Begriff zu verbinden gelernt, der einer Erklärung oder Umschreibung nicht mehr bedurfte. Auch in den Augen des Publikums waren jetzt diese Leute, was sie von Anfang an in den Augen LISCOWS gewesen, keine Individualitäten mehr, weiter nichts als klassische Typen einer ganzen Gattung.

Aber nur für den oberflächlichen Leser der LISCOWschen Schriften zeigt dies Verfahren einen wirklichen Bruch mit der bisher von ihm befolgten Methode des satirischen Angriffs. Zunächst wissen wir, dafs der Plan zu einer derartigen Satire einer der ältesten LISCOWS war, schon im Beginn seines Streites mit SIVERS entstanden. Schon in der *„Vitrea fracta"* heifst es (*Sammlung*, S. 86 f. 89): „Ich will mir aber vorbehalten, diese bishero noch nicht erkannte Nohtwendigket und Vortrefflichkeit der elenden Scribenten in einer eigenen Schrift, so gründlich zu behaupten, dafs, wofern noch ein Fünkchen Redlichkeit in unsern Feinden ist, diese Unglückseligeh offentlich in sich gehen, und aufhören werden, uns ferner zu kränken." Die besten Gedanken für die Ausführung dieser Idee aber hatte er sich schon vorweg genommen, durch das, was er im *„Briontes"* und in der *„Stand- oder Antrittsrede"* über die „Gesellschaft der kleinen Geister" gesagt. Die „elenden Scribenten" sind s. z. s. nur eine Sektion dieser grofsen Gemeinde; und da Liscow, als er die „kleinen Geister" charakterisierte, immer

[1] HILLIGE und MANZEL fehlen noch in den beiden Einzelausgaben von 1734 u. 36. Ihre Namen sind erst beim Neudruck für die *Sammlung* 1739 hinzugefügt.

doch diejenigen von ihnen im Auge hatte, die „elende Scribenten“ sind, so konnte er thatsächlich, als er mit dieser allgemeinen Satire noch einmal auf den Gegenstand zurückkam, wenig neues mehr vorbringen. Es ist ihm nicht gelungen, wirklich neue Gesichtspunkte für die bereits früher behandelte Materie zu finden. Seine Ausführungen gehen nur in die Breite, kaum irgendwo in die Tiefe. Gerade in dieser Satire, in welcher er gewissermafsen die Summe seiner bisherigen Erfahrungen auf litterarischem Gebiete zieht, macht sich das Mifsverhältnis geltend zwischen Liscows formaler Gewandtheit[1] und seiner Armut an eigentlichen Ideen. Die Sivers und die Philippi lassen ihn nicht los, die „kleinen Geister“, mit denen er sich allein abgibt, rächen sich, sie ziehen ihn unvermerkt zu sich herunter.

Insofern ist also die letzte Satire keineswegs als ein Fortschritt zu bezeichnen.

Aber auch nach der formalen Seite hin scheint das hohe Lob, das gerade der „*Vortrefflichkeit der elenden Scribenten*“ vor allen andern gespendet wird, nicht zutreffend.

In allen bisherigen Satiren ist doch wenigstens der Versuch zu einer künstlerischen Ausschmückung des an und für sich trockenen satirischen Themas gemacht; sei es, dafs, wie in der „*Vitrea fracta*“, dem „*Briontes*“ u. a. eine Art Fabel zu Grunde gelegt, sei es, dafs auch nur eine zweite Person fingiert wird, an welche, in Briefform, sich die ganze satirische Ausführung richtet.

Die „*Vortrefflichkeit der elenden Scribenten*“ ist dagegen lediglich eine schlichte, theoretische Abhandlung, die freilich in gewissem Sinne sich glatter liest, wie jene Versuche einer poetischen Ein-

---

[1] Beiläufig: Der Witz von den schlechten Scribenten, die den Eseln glichen, welche zwar ungeschickt zur Musik seien, aus deren Knochen man aber die besten Flöten mache, den Gervinus besonders hervorgehoben und Danzel als „den einzigen guten“ bezeichnet, ist keineswegs ein Originaleinfall Liscows. Schon Morhof (*Teutsche Gedichte.* Kiel 1682. S. 412) sagt „von den ungeschickten gekröhnten Poeten“

„Du meinst mein Freund, es sey die Kunst verhönet
Wenn man die Esel zu Poeten kröhnet.
Doch wisse dafs auch aufs des Esels Knochen
Die besten Pfeiffen offtmahls sein gebrochen.“

kleidung, dafür aber viel monotoner wirkt, und die ursprüngliche Frische der weniger sorgfältig komponierten, aber realistischer konzipierten Satiren schmerzlich vermissen läfst. LISCOWS Stärke ist zugleich seine Schwäche; das zeigt nichts deutlicher, wie gerade diese letzte Satire, wo er darauf verzichtet, die Gegner persönlich anzupacken und zu Boden zu werfen, und es vorzieht, nur hier und da von allgemeinen Reflexionen ausgehend, ein Streiflicht auf sie fallen zu lassen. Ihm ist nur wohl, wenn er Mann gegen Mann steht, wenn er seine Angriffe, die auch der Allgemeinheit gelten, auf eine bestimmte greifbare Persönlichkeit richten kann. Er verleugnet auch hier nicht den Eklektiker. Man beachte, wie er sich von allen Seiten mühsam die Steine herbeisucht zu dieser abstrakten Erörterung — PLINIUS, CICERO, VERGIL, JUVENAL, HORAZ müssen ihre Gedanken beisteuern, wie MONTAIGNE, BALZAC, FONTENELLE und DU FRESNY; — wie wenig selbständig er ist, wenn es sich um eine rein theoretische Frage handelt. In dieser Satire tritt diese Schwäche am stärksten zu Tage, bemerkbar macht sie sich aber gleichfalls in der „*Unpartheyischen Untersuchung*“ bei der Erörterung vom Wesen der Satire, wie auch in einigen Ausführungen der gegen MANZEL gerichteten Schrift.

Mit dem Sommer 1735, in welchem die letzterwähnte Schrift gegen MANZEL erschien, ist LISCOWS Thätigkeit als satirischer Pamphletist abgeschlossen.

Doch erst im Jahre 1739 entschlofs er sich die bisher einzeln gedruckten Satiren in einer Sammlung zu vereinigen. Dafs diese Sammlung aber nicht alles enthält, was er bis dahin geschrieben, unterliegt keinem Zweifel. Wahrscheinlich stammt die oben erwähnte Schrift gegen LÖSCHER aus dieser Zeit, sicher die Schrift von der Unnötigkeit der guten Werke (1729) und das von HELBIG zuerst veröffentlichte „Danksagungs-Schreiben“ an die deutsche Gesellschaft in Jena (1734), auf das wir noch zurückkommen werden.

Aus dem Jahre 1739 stammt ferner noch eine Übersetzung aus dem Französischen, über welche LISCOW in einem Briefe an FRIEDRICH VON HAGEDORN, datiert aus Preetz 1. Januar (?)

1739, berichtet: „Mon frere vous aura fait voir ma traduction des *Dialogues des morts d'un tour nouveau.* Je vous prie de la lire et de m'en dire votre sentiment. Car sans cela je ne saurois avoir l'esprit en repos de ce coté lá. Si vous trouvez, que ma traduction est tolerable, faites en sorte, que Mr. Herold l'imprime. Mr. Le Févre le souhaite ardemment.[1]"

In dieselbe Zeit fällt *„Ein kritischer Commentar über eine Stelle des Virgils.[2]"* Dagegen sind in diesen Jahren zwei Satiren gedruckt worden, von denen jedenfalls die eine Liscow mit Unrecht zugeschrieben wird.

Die erste steht unter dem Titel: *„Auszug eines Schreibens von der Glückseligkeit der Wortforscher"* mit dem Motto:

Ridentem dicere verum, quid vetat?

in Gottscheds *„Critischen Beyträgen"*. 1732. S. 545—564. Hans Schröder, derselbe, welcher in den *Schlesw.-Holst.-Lauenburg. Provinzialberichten* s. Z. so eifrig dafür eintrat, Joachim Friedrich Liscow sei der Satirenschreiber gewesen, glaubte in diesem Aufsatz „eine bisher unbemerkt gebliebene Satire von Liscow" aufgefunden zu haben, und liefs ihn daher mit einer Einleitung versehen in Winfrieds (N. D. Hinschs) *„Ruinen und Blüthen"* (Altona 1826) S. 30—65 wieder abdrucken. Allein so überzeugend er auch nachgewiesen, dafs die Satire gegen Caspar Abels *„Sammlung etlicher noch nicht gedruckter Chroniken"* etc., gerichtet sei,[3] so sehr ist ihm der Beweis von Liscows Autorschaft mifsglückt. Seine Gründe für die Echtheit sind eben so wenig stichhaltig, wie die, welche Schmidt von Lübeck, der um sein Urteil angegangen, in einem angehängten Briefe vorbringt.

---

[1] *Neue Irene* 1806. Juni S. 129. Das Original war bereits 1709 erschienen unter dem Titel: *„Dialogues des Morts d'un tour nouveau, pour l'instruction des Vivans, sur plusieurs matières importantes.* à la Haye, chez T. Johnson. 1709. 8°. Es sind im ganzen 6 Dialoge zwischen Alcinoe und Egialea, Apuleius und Cornelius Agrippa, Heliogabal und Diogenes, Julius Caesar und Marcus Jun. Brutus, Caligula und Nero. Vgl. *Kurtze Nachricht von den Büchern und deren Urhebern* in der Stollischen Bibliothek IX. (Jena 1740) S. 203ff. Liscows Übersetzung scheint nicht gedruckt worden zu sein. Von dem Original urtheilt Stolle (*Anleitung zur Historie der Gelahrtheit.* Jena 1727. S. 145.) „Sonderlich scheint dieser Anonymus in Dingen so die göttliche Vorsehung und die Obrigkeit betreffen, sich eben nicht gar ehrerbietig zu erweisen."

[2] *Neue Irene* 1806. April S. 258.

[3] Das bezeugen schon gleichzeitige Quellen vgl. Göttens *Jtztlebendes gelehrtes Europa* I. (1735) S. 452.

Anderseits aber mufs zugestanden werden, dafs bei der damaligen irrigen Annahme, als habe seit 1729 zwischen Liscow und Gottsched ein Verkehr bestanden — Schröder spricht gar von Liscows „Freunde" Gottsched — und angesichts der Thatsache, dafs wir es hier mit einer recht geschickten Nachahmung der Liscowschen Manier zu thun haben, der Irrtum ein sehr verzeihlicher ist.

Offenbar ist der Verfasser angeregt worden durch Liscows „*Vitrea fracta*"; darauf deutet auch Gottsched in der Anmerkung: „Die Ueberschrift könnte etwa jemanden auf die Gedanken bringen, dafs der neuliche Verfasser von der „*Vitrea fracta*", oder ein anderer von dieser Schule Urheber davon sey."

Liscows Stil in dieser Schrift ist bis auf die kleinsten Eigentümlichkeiten treu kopiert, vermutlich ist der Aufsatz aus Gottscheds engerm Schülerkreise hervorgegangen. Gegen Liscow als Verfasser sprechen freilich nur äufsere Gründe, aber sie sind um so gewichtiger: 1) dafs nachweislich erst geraume Zeit später Liscow mit Gottsched in Verbindung getreten ist. 2) dafs der Aufsatz nicht mit in die *Sammlung* aufgenommen worden ist. Wäre er von Liscow gewesen, so lag gar kein Grund vor, ihn auszuschliefsen. Für die Entstehung des Aufsatzes im Gottschedschen Kreise spricht andrerseits sehr vieles. Gerade hier wird in den Jahren 1733—1736 das ironisch satirische Pamphlet, wie es in den Schriften Liscows vorlag, in einer besondern Zeitung eifrig gepflegt, in den „*Neufränkischen Zeitungen von gelehrten Sachen*"[1], von denen in den Litteraturgeschichten zwar nirgends, desto mehr aber in dem Gottschedschen Briefwechsel aus jenen Jahren die Rede ist. Das Blatt ist nie in den Buchhandel gekommen, und ward nur als Manuskript gedruckt den Freunden und — Feinden zur Erbauung mitgeteilt. Öffentlich ist ihrer, so viel ich sehe, nur im „*Hamburgischen Correspondenten*" gedacht, in dem der jüngere Liscow, welcher von Gottsched die Exemplare zugesandt bekam, jedesmal das neuerschienene Stück besprach. Der vollständige Titel ist:

[1] Exemplar a. d. K. ö. Bibliothek in Dresden.

Neufränkische Zeitungen |*von*| *Gelehrten Sachen* |*Auf das Jahr 1733*| (34, 35, 36.) |*Darinnen alle die sinnreichen Einfälle*| *der heutigen Gelehrten die in andern*| *Zeitungen nicht Raum haben*, |*der galanten Welt zur Belustigung*| *enthalten sind.*| Erstes (zweytes u. s. w.) Stück. |Leipzig, auf Kosten der scherzhaften Gesellschaft.| Druckts Bernhard Christoph Breitkopf.| 8°. (Vom 6. Stück an ist auch auf dem Titel das Datum der Ausgabe gedruckt.)

Die einzelnen Stücke erschienen nicht in regelmäſsiger Folge, sondern wurden zur Feier der Geburts-. resp. Namenstage von Gottsched und seinen jungen Freunden ausgegeben.

1733 erschienen vier Stücke, welche der Reihe nach J. G. Lotter, Steinwehr, Lamprecht und J. G. Krause in Wittenberg gewidmet sind.

1734 erschien das sechste bis zehnte Stück; Gottsched, J. H. Winkler,, J. F. May, Chr. D. v. Böhlau und Frau v. Ziegler gewidmet.

1735 erschien nur ein Stück, Frau Gottsched gewidmet.

1736 macht „das zwölfte und lezte“ den Beschluſs:

„Allen über die Vorurtheile des Pöbels erhabenen Geistern, denen wir gern Ein Blatt dieser Zeitungen zugeeignet hätten, wenn sie nicht entweder als Nicodemiker das Licht gescheuet hätten oder uns Ihren Namen nach, unbekannt gewesen wären; wird dieses Blatt gewiedmet von den Verfassern.“

Jedes Stück besteht aus verschiedenen Korrespondenzartikeln, welche teils persönliche Anspielungen auf den Gefeierten, teils ironisch satirische Ausfälle gegen alle diejenigen, welche in irgend einer Weise das Miſsfallen Gottscheds und seiner Freunde sich zugezogen, enthalten.[1]

Das Bemühen, Liscows Manier nachzuahmen, tritt an vielen Stellen zu tage, auch fehlt es nicht an Anspielungen auf seine Schriften.

[1] Gottsched hat, wie es scheint, auch diesmal sich nach seiner Weise im Hintergrunde gehalten, um offiziell jede Teilnahme ableugnen zu können. Auf die Weise passiert es ihm jedoch zuweilen, daſs die Angegriffenen ihm die derbsten Wahrheiten über die *Neufr. Z.* ins Gesicht sagen, die er natürlich mit guter Miene einstecken muſs. So schreibt ihm einmal der Weimarer Hofprediger

So wird im dritten Stücke unter Leipzig eine „*Lithographia Musica, das ist, die steinerne Musick oder die singenden Steine um Leipzig*“ angekündigt, zu der LISCOWS „*Vitrea fracta*“ offenbar die Anregung gegeben. Der Autor, heifst es, hoffe, seine Erklärung des singenden Steines werde „zum wenigsten so viel Beyfall unter den Gelehrten finden, als was unlängst von einer gebrochenen Fensterscheibe vor physicalische Muthmassungen gegeben worden: Also hoffet er auch, derjenige Gelehrte, so in Lübeck dergleichen musicalische Steine gefunden, werde ihm hiervon seine scharffsinnige Gedanken zu entdecken nicht unterlassen.“

Im 4. Stücke heifst es unter Leipzig:

„Nachdem bisher so viele Stachelschriften wider die kleinen Geister unserer Zeit hier und dar herausgekommen, dafs die grossen Geister fast überdrüssig worden sind, sie alle zu lesen, hat sich ein würdiges Mitglied in der Gesellschaft der letzten, über einige seiner unwürdigen Brüder, nicht ironisch, sondern in allem Ernste, in folgender Schrift beschweret: *Unvorgreifliche, doch wahrhafte Gedanken, über die eigene Einsicht in seine Verdienste und den Ausbruch derselben in solche Worte, die sich wohl nach jener, aber nicht nach diesen richten*“ etc.

Im 11. Stück heifst es unter Weimar:

„Allhier ist neulich eine Schrift unter nachfolgendem Titel zum Vorschein gekommen: *Magnus liber, magnum malum, d. i. Gründliche Abhandlung von der unerkannten Vortreflichkeit der grossen Scribenten kleiner Bücher, darin diese höchst nützliche Gattung der Gelehrten wieder die lieblosen Urtheile ihrer Feinde wol-meynend und nachdrücklich gerettet wird.* 8. 3 Bogen. Der ungenannte Verfasser ist durch die sinnreiche Vertheidigung der elenden Scribenten aufgemuntert worden, sich der Nothdurft derer anzunehmen, die von

---

COLER, der im 3. Stücke angegriffen, am Schlufs eines freundschaftlichen Briefes: „Man schreibt Ihnen hier und anderwärts die *Neufränkischen Zeitungen* zu, als wären Sie der Verfasser derselben. Weil nun dieses gar nicht zu dero Ehre gereichete, so habe schon etliche mahl bey Gelegenheit das Wort vor Ew. etc. gesprochen. Was gegen mich darinnen eingeflossen, ist zwar boshaftig, aber auch läppisch und einfältig genug gerathen.“ (U. Br. a. GOTTSCHED 29. Jan. 1734.)

der ekeln und undankbaren Welt jenen auf eine unverantwortliche Art an die Seite gesetzet werden". Folgt eine Ankündigung im Ton von Liscows „*Elenden Scribenten.*"

Auch die unter Gottscheds Leitung stehenden Rednergesellschaften verleugnen den Einflufs der Liscowschen Satire nicht. Dieser ist freilich nicht zu verspüren in der 1736 von Johann Harbou gehaltenen dürftigen Rede „*Von dem Nutzen der Satiren*".[1] Wohl aber zeigt sich ein Bestreben, seinen ironischen Ton zu treffen in manchen Reden A. G. Kästners: „*Dass ein Redner die Wolffische Philosophie nicht verstehen dürfe*" (1738), „*Das Lob der Freygeisterey*", *eine ironische Rede* (1740), und allerdings sehr viel bescheidener in einer Rede J. B. Carpzovs „*Die Nothwendigkeit und das Lob des Pralens.*" (1741).[2]

Noch klarer liegt die Sache bei der zweiten, Liscow neuerdings zugeschriebenen Satire.

Nach G. Eitner („*Christian Günthers Biograph und die Gottschedianer*", Programm des Magdalenen-Gymnasiums, Breslau 1873), soll Liscow der Verfasser des „*Gesprächs zwischen Johann Christian Günther im Reiche der Todten und einem Ungenannten im Reiche der Lebendigen*"[3] sein. Allein die Hypotese ist durchaus unhaltbar. Die Schrift ist ebenfalls, wenn auch nicht auf direkte Veranlassung[4], so doch in unmittelbarer Umgebung Gottscheds entstanden, trotzdem dieser in der Vorrede zum 8. Bande der *critischen Beyträge* den Verfasser nachdrücklich desavouierte und „freywillig" erklärte, dafs er „gar keinen Theil daran haben möge." Die Schrift kann nur von einer Persönlichkeit herrühren, welche in Leipzig und speziell im Gottschedschen Kreise zu hause ist. Nur eine solche kann zu dieser Zeit über die Vorgänge, welche Gottsched zur Niederlegung

---

[1] *Proben der Beredsamkeit, welche in einer Gesellschaft guter Freunde unter der Aufsicht des Herrn Prof. Gottscheds sind abgelegt worden* Leipzig 1738. S. 377 ff.

[2] *Neue Proben der Beredsamkeit.* Leipzig 1749 S. 351 ff. 494 ff. 519 ff.

[3] *Gespräche zwischen Johann Christian Günthern aus Schlesien. In dem Reiche der Todten, Und einem Ungenannten in dem Reiche der Lebendigen: In welchem Beyde des Erstern 1738 zu Breslau gedruckten Lebenslauf beurtheilen; Und bey dieser Gelegenheit ihre Gedanken über einige itzt lebende deutsche Dichter und Dichterinnen eröfnen. Nebst einer Zueignung an Seine Hochedeln, den Herrn D. Steinbach in Breslau.* Das erste Stück 1739. 156 S. 8°. (Kgl. Bibl. Berlin. A. u. 7098.)

[4] Dagegen spricht z. B. der Ausfall gegen Stoppe. (S. 65.)

des Seniorats der deutschen Gesellschaft veranlafsten, so genau unterrichtet gewesen sein.[1]

Auf GOTTSCHEDS nächste Umgebung weist die Verherrlichung der Frau VON ZIEGLER, der Weihrauch, der Frau GOTTSCHED gestreut wird, die offene Parteinahme für ihn selber gegen die deutsche Gesellschaft, der gelegentliche Hieb gegen den Dresdener Hofprediger MARPERGER[2], einen Hauptgegner GOTTSCHEDS, und vor allem der mafslos boshafte Ausfall gegen KÖNIG, vielleicht neben dem Hallenser LANGE und dem eben genannten MARPERGER die von den Gottschedianern der strengen Observanz meistgehafste Persönlichkeit. Nur einer, der mit den Leipziger Verhältnissen ganz vertraut, konnte endlich in gewisse Details der Leipziger chronique scandaleuse so eingeweiht sein, und vor allem dieselben wichtig genug halten, um ihre Weiterverbreitung durch den Druck zu veranlassen. Es liefse sich noch eine ganze Reihe von Äufserungen und Anspielungen anführen, welche geradezu die Möglichkeit ausschliefsen, dafs LISCOW der Verfasser sei.

Zum Überflufs wird auch in einem bald darauf erschienenen Buche[3] ein andrer, nämlich ein M. ANTON STEINHAUER als mutmafslicher Urheber des „*Gesprächs*“ genannt. Wahrscheinlich freilich ist diese Notiz ungenau und vermutlich jener JOHANN WILHELM STEINAUER aus Naumburg gemeint, welcher 1737 Mitglied von GOTTSCHEDS vertrauter Rednergesellschaft,[4] 1738 Magister wurde,[5] 1739 Leipzig verliefs und darauf, wie aus seinen Briefen an GOTTSCHED hervorgeht, einige Zeit Hauslehrer im Elsafs ward (vgl. oben S. 53, Anm.). Von dort beabsichtigte ihn GOTTSCHED 1742 nach Bern

[1] CARL HEINRICH LANGE in Lübeck, der doch mit G. in regelmäfsiger Korrespondenz steht, ist noch im Januar 1739 ganz im unklaren über „den befremdenden Schritt.“

[2] „MANBERGER“ steht im Original, das ist jedoch zweifellos ein Druckfehler.

[3] J. C. N(EMEITZ), *Vernünfftige Gedanken über allerhand Historische, Critische und Moralische Materien.* Sechster Theil. (Frankfurt a. Main 1745) S. 146: „Wenn es wahr ist, was der Autor des Gesprächs zwischen JOH. CHRIST. GÜNTHER etc. welcher der M. ANTON STEINHAUER seyn soll,“ etc.

[4] *Neue Proben der Beredsamkeit, welche in einer Gesellschaft guter Freunde unter der Aufsicht Sr. Hochedl. des Herrn Prof. Gottscheds abgelegt worden.* Zum Drucke befördert von einem Mitgliede der Gesellschaft. Leipzig 1749. S. 161 ff. (Abschiedsrede an C. G. BEUCH.)

In dem angehängten Mitgliederverzeichnis steht er unter Nr. 53. (KÄSTNER, der 1736 eintrat, hat die Nr. 43.)

[5] *Neue Proben* u. s. w. S. 217 ff. die Beglückwünschungsrede von J. F. WUNSCHOLD.

zu entsenden, um daselbst mit Hilfe der deutschen Gesellschaft den Gottschedianismus einzuführen und zu hegen (vgl. DANZEL, S. 239). Der Plan zerschlug sich aber und er ist dann später in französische Kriegsdienste getreten.

Dafs GOTTSCHED den Verfasser des Gesprächs öffentlich desavouierte, dagegen mit STEINAUER in eifriger Korrespondenz blieb, darf nicht Wunder nehmen. Einerseits mufste GOTTSCHED um seiner eignen Existenz willen jeden Verdacht ablenken, als habe er vorher um die mafslos kompromittierenden Ausfälle auf KÖNIG gewufst, anderseits aber mochte er auch wirklich mit manchem in der Schrift nicht einverstanden sein, so der geringschätzigen Behandlung SCHWABEs und der blutigen Verhöhnung STOPPEs; auch die Polemik gegen die deutsche Gesellschaft war ihm vermutlich zu scharf. — Dafs aber nirgendwo in Deutschland gerade dies an den Prangerstellen der skandalösen Vorgänge im KÖNIGschen Hause mit mehr Jubel begrüfst wurde, als im Kreise GOTTSCHEDs[1], ist billig zu bezweifeln. Übrigens spricht auch noch für STEINAUERS Autorschaft, dafs er aus Naumburg gebürtig, in welchem der Verfasser des „*Gesprächs*“ ebenfalls nach einigen Andeutungen sehr genau bekannt sein mufs.

---

[1] Aus Dresden berichtet am 4. Oktober 1739 ein Gottschedianer, ein gewisser WENDT: „Es gehet kein Tag vorbey, da wir nicht zusammen an den Herrn Professor GOTTSCHED gedenken: absonderlich, da wir täglich dessen erbauliche Schriften lesen. Itzund hat uns ein guter Freund das so verhaste Gespräch zwischen GÜNTERN und einem Unbekandten im reiche der Todten heimlich verschaffet, womit wir uns nicht wenig die Zeit vertreiben. Gantz Drefsden ist davon voll: Und ein jeder will es lesen.“

Dafs übrigens KÖNIGs Frau seit Jahren schon in dem übelsten Rufe stand, beweist eine Stelle in einem (ungedruckten) Briefe FRIEDR. V. HAGEDORNs an seinen Bruder, vom 6. März 1732: „Die passage betreffend Herrn KÖNIG in Dresden zielt auf die Untreue seiner Frauen, die dem ehrlichen Manne während Seines Hierseyns manchen Strich c/a 6 Gebot gemacht“ etc. (LAPPENBERGs *Sammlung*.)

III. Journalistische Thätigkeit bis zum Jahre 1739.

Die Mehrzahl der selbständigen Satiren LISCOWS ist bekanntlich in Lübeck entstanden; nur die letzten Schriften gegen PHILIPPI und die „*Nothwendigkeit der elenden Scribenten*“ fallen bereits in die Zeit, in welcher LISCOW, im Dienste MATHIAS VON CLAUSENHEIMS sich abwechselnd in Mecklenburg und Hamburg aufhielt. Aber schon von Lübeck aus hat er stete Fühlung mit den Hamburger litterarischen Kreisen unterhalten, hat er vor allem eine eifrige Thätigkeit in den Hamburger Zeitungen entfaltet; und es ist merkwürdig genug, dafs er es so lange in dem litterarisch toten Lübeck ausgehalten, während die Nachbarstadt überreiche Gelegenheit zu besserer Verwendung seines eigentümlichen Talentes zu bieten schien.

In wenigen Städten Deutschlands herrscht in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine solche Rührigkeit in der Journalistik, wie gerade in Hamburg.

Eine Geschichte des Hamburgischen Zeitungswesens in dieser Epoche ist noch zu schreiben. Keine andre Quelle ist so reich an Fingerzeigen für die richtige Würdigung der litterarischen Zustände im damaligen Norddeutschland.

Und so berechtigt in gewissem Sinne auch das geringschätzige Urteil FRIEDRICH VON HAGEDORNS über die Hamburger Litteraten und besonders den Herausgeber der *Hamburgischen Berichte*, KOHL[1],

[1] FR. V. HAGEDORN. *Werke*, ed. ESCHENBURG. V. S. 21, 24.

sein mag, wenn er die Hamburger Journale mit dem Maſse der gleichzeitigen periodischen Litteratur in England miſst, so ist doch jedenfalls gerade in den meisten hamburgischen Zeitungen und Zeitschriften jener Tage eine frische Unbefangenheit des Urteils, sowohl mit Rücksicht auf die einheimische wie auf die Litteratur des Auslandes, und dabei eine unleugbare Gewandtheit in dem, was man die Technik des Journalismus nennen kann, anzutreffen, wie kaum irgendwo in jenen Tagen im Binnenlande. Die internationalen Handelsbeziehungen der Stadt bleiben nicht ohne Einfluſs auf die Entwickelung des geistigen Lebens. Studiert man in den Kontors den Kurszettel der Londoner Börse, so verfolgt man in den Redaktionszimmern die neuesten Erscheinungen des englischen Büchermarktes.[1]

Einer der Redakteure des *Hamburgischen Correspondenten*, Lamprecht (1736—40), ist sogar selber in England gewesen, und als völliger Anglomane zurückgekehrt; er wird nicht müde, zwischen den Verhältnissen hier und dort Parallelen zu ziehen, welche allemal zum Nachteil unserer Nation ausfallen.[2]

---

[1] *Niedersächsische Zeitungen von gelehrten Sachen* 1729, No. 49. (20. Juni):

Londen. „Ein gelehrter Comediant hat eine gedruckte Antwort auf die Vorrede des Herrn POPE, die er vor seiner Edition der Wercke des SHAKESPEAR gesetzet, mitgetheilet. Dieser Comediant vertheidiget die alten Acteurs, welche die Stücke dieses Poeten aufgeführet. Anbey hat er in dieser Antwort die Fehler der Edition des Herrn POPE entdecket, und einige neue Erläuterungen, die das Leben des SHAKESPEAR und die theatralische Historie seiner Zeit betreffen, beygebracht."

Hamburg. Correspondent 1734, No. 87. (1. Juni):

London: des berühmten SHAKESPEARs sämmtliche theatralische Werke sind allhie in 7 vol. in octav auf Subscription mit denen Noten des Herrn THEOBALD zusammengedruckt worden.

[2] Z. B. *Hamburg. Correspondent* 1737, Nr. 40 (9. März) gelegentlich einer Besprechung von SAMUEL KNIGHTs Buch *Über den Aufenthalt des Erasmus in England* (Übersetzung von THEODOR ARNOLD) werden die Engländer gepriesen als „glückseeligste Nation", „die zu allen Zeiten den Werth der Wissenschaften erkannt und dieselben unter sich wachsen lassen"; England sei gegenwärtig „das Reich des guten Geschmackes." Über das Buch selbst: „In dem ganzen Vortrage herrscht das Freie, welches die gesunde Vernunft giebt, und das einem Engländer so eigen ist. Er schreibt, was er denkt, und er denkt allemal wenn er schreibt."

Hamburg. Correspondent 1737, Nr. 57 (9. April). Kein Buch sei so angefeindet worden, wie seiner Zeit der „*Hamburgische Patriot.*" Wie anders sei dagegen in England der *Spectator* gewürdigt worden „denn die englische Nation fand nach ihrer aufgeklärten Einsicht sogleich das Gute, welches derselbe so reichlich vortrug und sie sahe in der Klugheit dieses Scribenten aus ihrem Volke zugleich ihre allgemeine Ehre. Diese Neigung fliesst aus einer wahren Liebe zum Vaterlande, welche bei uns in ihrer Grösse noch lange nicht bekannt genug ist. Man unterstützt und belohnt in England einen Mann, der sich herfürthut, und dieses kluge Volk rechnet sich das Lob mit zu, welches ein Weiser bey ihm erlangt. Wir hingegen suchen oft denjenigen zu unterdrücken, welcher uns die besten Dienste leistet."

Freilich ist bei dem häufigen Wechsel der Redakteure an eine einigermafsen prinzipielle Haltung des Blattes nicht zu denken, noch weniger darf man erwarten, dafs die abgedruckten Artikel durchweg einen gewissen Durchschnittsgehalt, sowohl was die Gedanken, wie was die Form anlangt, zeigen. Vielmehr läuft neben gutem und mittelmäfsigem viel elendes Zeug mit unter.

Diese Ungleichmäfsigkeit tritt nirgends stärker zu tage, als gerade im gelehrten Artikel des *Hamburgischen Correspondenten*, der sonst zweifellos, schon mit Rücksicht auf den grofsen Leserkreis des Blattes in ganz Europa, von allen hamburgischen Zeitungen die vornehmste und einflufsreichste war.

Allerdings haben hier auch die Redakteure in 10 Jahren wiederholt gewechselt. Nachweislich der erste war Johann Georg Hamann[1], zweifellos ursprünglich ein vortrefflich beanlagter Mensch, nicht ohne Kenntnisse, feder- und sprachgewandt fruchtbar im höchsten Grade, in seinen moralischen Wochenschriften (*Die Matrone* 1728—30. *Der alte Deutsche* 1731. *Der vernünftige Träumer* 1732 [angeregt durch Moscherosch]) von einer gewissen urwüchsigen Derbheit und Frische, welche bei einem Gottschedianer bemerkenswert ist — Fischart und Hans Sachs werden mit Vorliebe citiert! — dabei aber zügellos, leichtsinnig und liederlich; am Ende verkommen[2] und im Trunk zu Grunde gegangen. Er leitete den *Hamburgischen Correspondenten* (politischen und gelehrten Teil) von 1731 bis Anfang 1733.

An seine Stelle trat, jedoch wie es scheint, nur für die Redaktion des gelehrten Artikels (vgl. die Unterschrift des im Anhang

---

[1] Vgl. *Hamburg. Schriftstellerlexikon.* III. S. 79 ff. (No. 1408). Danzel, *Gottsched* u. s. Z. S. 119, 129, 131. Nekrolog in den *Hamburgischen Berichten von gelehrten Sachen.* 1733. No. 57 (17. Juli.)

[2] Mit dem Hagedornschen Hause, in welchem er Erzieher gewesen, war er zum Schlufs völlig zerfallen. Die Mutter der beiden Hagedorn schreibt in einem (undatierten, wahrscheinlich aus dem Jahre 1732 oder Anfang 1733 stammenden) an den jüngern Sohn gerichteten Zettel: „Dein Bruder geht mit Haman gar nicht mehr um. Er ist ihm viel zu böse, und hat nur geringachtung für ihm, bey racontrirung auf der Gassen hat dein Bruder ihm ein empfindtl. dabey negligeantes Complliment gemacht. (U. Br. aus Lappenbergs Sammlung.)

abgedruckten Briefes an Gottsched vom 9. Juli 1733) der jüngere Liscow, Joachim Friedrich, der spätestens Juni 1736 sich zurückzog, vielleicht mit Rücksicht auf die von dem Verleger König für das folgende Jahr beabsichtigte Begründung einer neuen Zeitung, der *„Privilegirten Hamburgischen Anzeigen“*, deren Redaktion er übernahm.

Dann folgte von Juni bis September 1736 ein interregnum, in welchem ein unbekannter, ganz unfähiger Skribent in den Spalten des *Correspondenten* sein Unwesen trieb. Er ward abgelöst bis zum Schlufs des Jahres ebenfalls durch einen Unbekannten, der aber, ungleich geschickter, im grofsen und ganzen treffendes Urteil entwickelt, namentlich in einer sehr verständigen Beurteilung von Bodmers *„Briefwechsel von der Natur des poetischen Geschmacks“* etc. (*H. Corresp.* 1736. No. 204 (25. Dez.). Möglicherweise freilich ist dieselbe schon aus der Feder Jacob Friedrich Lamprechts, der im Sommer 1736[1] aus England zurückgekehrt, seit dem Beginn des Jahres 1737 die Redaktion des gelehrten Teils übernahm und bis zu seiner 1740 nach Berlin erfolgten Übersiedelung ununterbrochen geführt hat. Lamprecht, der gleich Hamann nebenher eine moralische Wochenschrift herausgab, war wohl zweifellos von allen bisherigen Redakteuren der bedeutendste. Vornehmer und mafsvoller, wie Hamann, vielseitiger, wie der jüngere Liscow, witzig, feurig und lebensfrisch, wufste er sehr schnell das vernachlässigte Blatt zu heben und bis zu seinem Abgange auf der Höhe zu erhalten. Seine ganze Art ist am treffendsten gekennzeichnet in einer gelegentlichen Äufserung über die Methode der Kritik (*Hamb. Corresp.* 1737, No. 162 [9. Oktober]): „Die Wahrheit ist übrigens unsere einzige Regel, nach welcher wir alle unsere Beurtheilungen abfassen. Sie leidet keinen Achselträger und man mufs sie entweder ganz bekennen oder ganz verläugnen. Die Critick ist nicht nur bey der Gelehrsamkeit erlaubt, sondern unumgänglich nothwendig. Sie war es, welche den Engelländern und den Franzosen

---

[1] Nicht erst 1737, wie im *Hamburg. Schriftstellerlexikon.* IV. S. 296 angegeben.

die Bahn gebrochen, die Barbarey zu verbannen und die Pedanterie von ihrem Trohne zu reissen. Was hindert uns, ein gleiches Mittel zu der Vertilgung dieser beyden Missgebuhrten auch in Deutschland anzuwenden? Die Wahrheit sollte zwar bey den Gelehrten nicht das Schicksal haben, welches ihr bey den Unverständigen begegnet. Allein die Gelehrten sind nicht eben allemal diejenigen, welche am wenigsten Vorurtheile, Eigensinn, Stolz und Niederträchtigkeit zeigen. Es wird uns inzwischen eine Ehre seyn, wenn wir aller derer ihren Hass auf uns laden, die so gesinnet sind."

Wenn später gegen ihn von seiten des GOTTSCHEDschen Ehepaars in den Briefen an MANTEUFFEL der Vorwurf der Bestechlichkeit erhoben, und er im übrigen als ein durchaus unwissender Mensch hingestellt wird, der sich in Hamburg unmöglich gemacht habe, so sind das einfach Verleumdungen, hervorgegangen aus verletzter Eitelkeit, weil LAMPRECHT offenbar nicht mit genügender Ausdauer in das grofse Horn des Meisters geblasen. Wie die meisten begabteren jungen Gottschedianer war eben auch er, unter neuen Eindrücken, im Verkehr mit unbefangenen Beurteilern, wenn auch nicht in seiner Verehrung des Lehrers wankend, so doch in dessen lärmender Verherrlichung mafsvoller geworden.[1]

Erst unter seinem Nachfolger ZINK kam es wirklich zum offenen Bruch mit den Gottschedianern, zur entschiedenen Parteinahme für die Schweizer. Bis zu dieser Wendung aber, die 1744 eintrat, ist weder unter HAMANN, noch unter LISCOW, noch unter LAMPRECHT eine prinzipielle Stellungnahme in litterarischen Fragen nachzuweisen. Zum Teil lag der Grund dafür wirklich darin, dafs sich die Urteile noch nicht genügend geklärt hatten, zum Teil aber auch, dafs man Scheu trug, durch mifsbilligende Äufserungen die leicht verletzte Eitelkeit eines der Stimmführer im litterarischen Deutschland, vor allem GOTTSCHEDS zu reizen.

Das gilt nicht nur für den *Correspondenten*, sondern auch von der zweiten hamburgischen Zeitschrift, welche ein ernstes Streben

[1] HIRZEL. *Albrecht von Hallers Gedichte.* Frauenfeld 1882. S. CCXXVII stellt das Verhältnis nicht ganz richtig dar.

nach aufrichtiger Kritik bekundet, die *„Niedersächsischen Nachrichten“* in den Jahren 1729—36[1], die wöchentlich zweimal erschienen. Sie brachten Berichte von den einzelnen Universitäten über Promotionen u. dgl., längere und kürzere Kritiken über die neuesten Erscheinungen auf streng wissenschaftlichem und litterarischem Gebiet, aufserdem hie und da kleine selbständige Aufsätze, vereinzelte Gedichte.

Beide Zeitungen, der *„Correspondent“* und die *„Niedersächsischen Nachrichten“* ergänzten sich, und seit der jüngere Liscow die Redaktion des ersteren übernommen, fand auch zwischen den beiderseitigen Herausgebern ein reger kollegialischer Verkehr statt. (Vgl. den Brief J. F. Liscows an Gottsched vom 26. Mai 1734).

Beide verfolgten das gleiche Ziel einer vorsichtigen Haltung gegenüber anerkannten Gröfsen, wie rückhaltloser Bekämpfung der notorischen Schmierer und Ignoranten.

Beide zählten zu ihren Mitarbeitern Friedrich von Hagedorn und den ältern Liscow.

Es ist wohl die Behauptung aufgestellt worden, dafs der Anteil Chr. Ludwig Liscows an den „Hamburgischen Journalen“ in den Jahren 1732—1740 ein ziemlich bedeutender gewesen, dafs die Zahl der von ihm gelieferten Aufsätze gröfser sei, als die im Anhang zur Sammlung der Satiren wieder abgedruckten 34 Anzeigen und Rezensionen. Eine genaue Prüfung der betreffenden Jahrgänge des *„Correspondenten“* und der *„Nachrichten“* gibt aber dafür keinerlei sichern Anhalt. Ja noch mehr, auch von den erwähnten 34 Artikeln gehören keineswegs alle Liscow an. Sie rühren zum Teil von unbekannten Verfassern, zum Teil von seinem Bruder, zum Teil von Friedrich von Hagedorn her; denn mit jener „geschickten poetischen Feder, von welcher man einige Stücke nach dem Geschmacke des

---

[1] Ursprünglich u. d. T. *„Niedersächsische Neue Zeitungen von gelehrten Sachen“*, im Verlag von Wierings Erben. Herausgeber war Chr. Fr. Leissner. 1731 tritt Leissner zurück, die Zeitung wird u. d. T. *„Niedersächsische Nachrichten von gelehrten Neuen Sachen“* im Felginerischen Verlage von J. P. Kohl fortgesetzt, dem es in einem Jahre gelingt, die Zeitung derartig herunterzubringen, dafs Leissner 1732 wieder die Redaktion übernehmen mufs (vgl. die Vorrede zum Jahrgang 1732), an dessen Stelle für die drei letzten Jahrgänge 1734—1736 Chr. M. Holtzbecher tritt.

Herrn FONTAINE hat", der der jüngere LISCOW in seinem ersten Briefe an GOTTSCHED die „Recensionen der beygehenden Stücke" zuschreibt, kann kein anderer gemeint sein als eben HAGEDORN, und da der Briefschreiber voraussetzt, GOTTSCHED werde wohl erraten, warum er selber sie nicht geschrieben haben könne, so ist zu vermuten, dafs auch die äufserst schmeichelhaften Besprechungen der LISCOWschen Satiren sowohl im „*Correspondenten*" wie in den „*Niedersächsischen Nachrichten*" HAGEDORNS Eigentum sind.

Aus dem bereits oben (S. 47) erwähnten Briefe HAGEDORNS an WILKENS vom 3. Oktober 1732 wissen wir, dafs ersterer sich gleich beim Auftreten LISCOWS auf dem litterarischen Schauplatz lebhaft für ihn interessierte. Mit dem jüngern Bruder von der Universität her befreundet, war er vermutlich durch diesen auf das satirische Talent des ältern aufmerksam geworden.

Im Sommer 1731 war er erst von England heimgekehrt und mochte, zumal anfangs unter dem Druck vereitelter Hoffnungen und ernster pekuniärer Sorgen, ohne feste Thätigkeit und dabei auf den täglichen Verkehr mit einer zwar äufserst liebevollen Mutter, der aber jedes tiefere Verständnis für die eigentümliche Liebenswürdigkeit seiner sorglosen Natur abging, angewiesen, sich oft genug hinaussehnen in die Fremde, in der er sich Freunde und Ansehen zu erringen gewufst hatte. Die litterarischen Verhältnisse in der Vaterstadt erschienen ihm dürftig und klein. HAMANNS neue Wochenschrift „*Der vernünftige Träumer*" war für ihn „insipide", „seitdem er die moralischen englischen Wochenpapiere gelesen"[1]; zudem war er persönlich mit dem Herausgeber zerfallen. Noch abschreckender schien der Verkehr mit KOHL, dem Redakteur der „*Hamburgischen Berichte*"[2], welcher ihn für sein Blatt, den Tummelplatz der kläglichsten Talentlosigkeit,

---

[1] HAGEDORN ed. ESCHENBURG. V. S. 24.

[2] „*Hamburgische Berichte von neuen gelehrten Sachen*". Hamburg, im Verlage des Verfassers. 1732—1757. Äufserlich verfolgte die Zeitschrift dieselben Zwecke, wie die „*Niedersächsischen Nachrichten*", mit denen KOHL eben abgewirtschaftet hatte. Format und Einrichtung ist dieselbe, der Inhalt aber nur eine Sammlung kritiklos zusammengeraffter Korrespondenzartikel, ohne Spur einer einheitlichen redaktionellen Thätigkeit; noch farbloser wie der „*Correspondent*" und die „*Nachrichten*", aufserdem aber mit einer bedenklichen Vorliebe für Gelehrte vom Schlage PHILIPPIS. Trotzdem oder vielleicht gerade deshalb überdauerten sie die weit besseren „*Niedersächsischen Nachrichten*".

Sivers und Philippi arbeiten u. a. daran mit, — vergeblich zu werben suchte. Und schliefslich konnten Hudemanns *Gedichte*, die gerade damals erschienen[1], trotz seiner freundschaftlichen Gesinnungen für den Verfasser als Menschen, ihm wenig Respekt vor den poetischen Talenten in seiner nächsten Umgebung erwecken.[2]

„Ich erfahre dafs meinige“, schrieb er unter diesen Eindrücken an seinen Bruder nach Altdorf[3]), „und gedencke oft an die academische Zeit zurücke, da man zwar Sorgen, aber von gantz anderer Art hat, als die meinigen, auch aus dem Umgange mit manchem Bruder Studio noch immer sich etwas Trost erhalten kan: wie Du leyder auch zu Deiner Zeit erfahren wirst. Indessen bedencke ich oft, dafs wir so wohl und fast mehr zum Verdrufs als zur Freude gebohren zu seyn scheinen, und man vorlieb nehmen mufs, bifs uns der Tod schlachtet.“

Nichts konnte unter diesen Umständen belebender und erfrischender auf Hagedorn wirken, als das erste Auftreten Liscows.

Gerade bei seinem feinen Sinn für künstlerische Formvollendung mufste er sich angezogen fühlen, sowohl durch die Eleganz und Sicherheit, mit welcher Liscow die ästhetische Form der Ironie durchzuführen wufste, als durch den energischen, gedrungenen Stil, in dem er seinen Gedanken Ausdruck lieh. Die frische Keckheit, mit welcher Liscow gegen die elende Skribentenwirtschaft der Sivers und der Philippi zu Felde zog, rührte eine verwandte Saite in seinem Innern, und so entspann sich schnell zwischen beiden ein äufserst reger Gedankenaustausch, der sich bald zu einer innigen Freundschaft entwickelte. Hagedorn tritt in der Hamburger Presse als Verkünder des neuen Talentes auf, er begrüfst den namenlosen einsamen Satiriker in Lübeck als deutschen Swift in den „*Niedersächsischen Nachrichten*“ vom 27. Oktober 1732. No. 86. (*Sammlung*

---

[1] *Proben einiger Gedichte und poetischen Übersetzungen.* Hamburg, 1732.

[2] „Die Hudemannschen Gedichte zu lesen verbieten mir und dir, Horatius und Canitz. Sie sind gekünstelt und verflucht equivoque in gewissen Stellen.“ (Fr. v. Hagedorn an Chr. L. v. H. Hamburg, 6. März 1732. U. Br. der Lappenbergschen Sammlung.)

[3] In dem in der vor. Anm. erwähnten Briefe.

Anhang No. 6).[1] Ebenso rührt wahrscheinlich von ihm her die Anzeige des *„sich selbst entdeckenden X. Y. Z.“* in den *„Niedersächs. Nachr.“* vom 26. Oktober 1733. No. 84 (No. 3 des Anhangs); ferner die Besprechung der *„Unpartheyischen Untersuchung“* in den *„Niedersächsischen Nachrichten“* vom 4. Juni 1733. No. 43 (No. 11 des Anhangs).[2] Ob die Rezension der *„Unpartheyischen Untersuchung“* im *„Hamburg. Correspondenten“* vom 22. August 1733. No. 134 (No. 12 d. A.), die der *„Sottises champêtres“* im *„Hamb. Corr.“* vom 5. Juni 1733 (No. 15 d. A.) und der *„Standrede“* im *„Hamb. Corr.“* vom 17. Oktober 1733. No. 166 (No. 13 d. A.) gleichfalls von Hagedorn herrühren, wage ich nicht zu entscheiden. Bei dem sichtlichen Bestreben aller Mitwirkenden, die Persönlichkeit des Schreibers möglichst zu verstecken, und bei dem um diese Zeit zu tage tretenden Bemühen der andern Liscows Manier zu kopieren, ist es kaum möglich, die Zugehörigkeit der einzelnen Artikel mit unwidersprechlicher Bestimmtheit zu behaupten.

Zweifellos ist nur, dafs die scharfe Rezension der Schrift *„Abgestrafter Vorwitz eines unbesonnenen Critici“* im *„Hamb. Corr.“* vom 20. Mai 1733. No. 80 (No. 17 des Anhangs), der *„Extract eines Schreibens aus Göttingen“* in den *„Niedersächsischen Nachrichten“* vom 10. Februar 1735. No. 12 (No. 22 d. A.), die Anzeige von Rodigasts *„Corpus juris“* im *„Hamb. Corr.“* vom 4. August 1733. No. 123 (No. 25 d. A.), die Kritik der Rodigastschen Gegenschrift im *„Hamb. Corresp.“* vom 30. Oktober 1733. No. 173 (No. 26 d. A.), die Besprechung der Manzelschen *„Dissertatio circularis“* in den *„Nieders. Nachr.“* vom 17. März 1735. No. 22 (No. 27 d. A.), die Erwiderung auf Manzels Beschwerde in den *„Nieders. Nachr.“* vom 4. April 1735. No. 27 (No. 28 d. A.) und endlich der letzte Aufsatz

[1] Die unter No. 4 des Anhangs der *Sammlung* abgedruckten 3 Anzeigen von den *„Anmerkungen über die Zerstörung Jerusalems“* und der *„Vitrea fracta“* könnten, jedenfalls die erste, auch sehr wohl von Hagedorn herrühren; gerade wegen der Anspielung auf Swift. Es ist mir aber nicht gelungen, die Stelle zu finden, wo sie zuerst gedruckt sind. So weit ich sehe, stehen sie weder im *„Correspondenten“*, noch in den *„Nachrichten“*, auch in den *„Gelehrten Berichten“* nicht, zu denen sie allerdings ihrem Tone nach schlecht passen würden.

[2] Die Warnung vor „scheinbaren Religionsspöttereien“, welche schon in der Rezension des *Briontes* ausgesprochen worden, und auf die hier noch einmal Bezug genommen wird, ist gerade für Hagedorn sehr charakteristisch. Vgl. das Gedicht *Anakreon* bei Eschenburg III. S. 67f.

gegen MANZEL in den „*Nieders. Nachr.*“ vom 14. Juli 1735. No. 54 (No. 31 d. A.) von LISCOW selbst geschrieben sind; er hat sich ausdrücklich in der Vorrede zur *Sammlung* und in der neuen Vorrede zu den *Anmerkungen* als Verfasser bekannt. Ebenso klar erhellt aus der Korrespondenz mit GOTTSCHED, dafs die Anzeige der *Sottises galantes* im „*Hamb. Corr.*“ vom 26. Juni 1733. No. 101 (No. 16 d. A.) und die Kritik von PHILIPPIS „*Maximen der Marquise von Sablée*“ im „*Hamb. Corresp.*“ vom 25. Mai 1734. No. 83 (No. 18 d. A.) von JOACHIM FRIEDRICH verfafst sind; und ebenso bestimmt rühren die unter No. 2, 19 und 30 des Anhangs abgedruckten Artikel des „*Correspondenten*“ resp. der „*Berichte*“ von den Gegnern SIVERS, PHILIPPI und MANZEL her.

Wahrscheinlich gehören LISCOW aber aufserdem noch der „*Auszug eines Schreibens an den Verfasser der Nieders. Nachr.*“ „*Nieders. Nachr.*“ v. 20. April 1733. No. 31 (No. 9 d. A.)[1] und die Rezensionen von PHILIPPIS „*Freydenker*“ im „*Hamb. Corresp.*“ v. 19. Januar, 1. Febr., 25. Febr. 1735. No. 11, 18, 32 (No. 32—34 d. A.)

Von einem der beiden Brüder mufs endlich die Anzeige von PHILIPPIS „*Cicero*“ im „*Hamb. Corr.*“ vom 4. Febr. 1735. No. 20 (No. 21 d. A. herrühren (vgl. Vorrede der *Sammlung* S. 24. 32.).

Dagegen wage ich über die Autorschaft der unter No. 1, 4, 5, 7, 8, 10, 14, 20, 23, 24 und 29 des Anhangs abgedruckten Artikel des „*Correspondenten*“ und der „*Nieders. Nachr.*“ bestimmte Vermutungen nicht aufzustellen. Davon aber, dafs LISCOW sich noch anderweitig als Mitarbeiter an den erwähnten beiden Hamburger Zeitungen beteiligt habe, davon habe ich, wie gesagt, trotz sorgfältiger Prüfung der in Betracht kommenden Jahrgänge mich nicht überzeugen können.

Nur mit einer einzigen Ausnahme.

In den „*Niedersächsischen Nachrichten*“ vom 3. September 1733. No. 69 findet sich ein „*Auszug eines Schreibens aus Strafsburg vom*

[1] In den *Nieders. Nachrichten* ist noch ein ziemlich matter redaktioneller Zusatz gemacht, der im Anhang der *Sammlung* nicht mit abgedrukt worden.

24. *Julius* 1733.“ Es betrifft die am 13. Juli in Strafsburg erfolgte Promotion Hermann Adolf Le Févres aus Lübeck zum Licentiaten beider Rechte. Le Févre war, wie wir wissen, mit Liscow befreundet, dieses Schreiben aber erscheint sowohl was die Energie der Sprache, Stil, und die meisterhafte Handhabung der Ironie betrifft, den besten Stücken Liscows ebenbürtig, und so liegt es sehr nahe, an Liscow als Verfasser zu denken. Als Probe mag der Schlufs dienen:

„Es lehret die Erfahrung, dafs die güldene Praxis auch die Stümper nähret, und die beste gründlichste Theorie diejenigen, so gar zu fest an ihr kleben, darben lässet. Wer demnach klug ist, hält es mit jener, und läfst diese fahren. Zumahl da diejenigen, die sich bestreben, von allen Dingen den Grund zu wissen, und nicht wie diejenigen glückseeligen Gemüther, die zufrieden sind, wenn sie nur von dem blinden Pöbel vor Kern-Leute gehalten werden, alle Dinge von aufsen ansehen wollen, sich ohne alle Noth eine unsägliche Mühe machen . . . . Was hat der Herr Le Févre davon, dafs er sich bei seiner Disputation den Kopf so sehr zerbrochen und sonst Sachen gelernet, die ihn so sehr von seinen Brüdern unterscheiden? Seine Disputation bringt ihm nicht ein Rephuhn in die Küche, und seine übrige Mühe ist gleichfalls vergeblich. Er hätte kürtzer zukommen können. Ein leerer Kopf, eine eiserne Stirn, das Lübeckische Stadt-Recht, und ein wohleingebundener „*Mevius*“ würde hinlänglich gewesen seyn, ihm in seinem Vaterlande dasjenige Ansehen zu erwerben, zu welchem schon so viele vor ihm durch eben diese Mittel gelanget sind.“

Im allgemeinen aber kann man nicht vorsichtig genug sein, blofs aus der geschickten Verwendung der Ironie und aus einer das gewöhnliche Mafs übersteigenden Gewandtheit im Ausdruck sofort den Schlufs auf Liscow als Verfsaser zu ziehen. Gerade in der Hamburger Journalistik hat er, wie auch sehr natürlich, schneller Schule gemacht, wie irgendwo.

Holtzbecher z. B., der Herausgeber der „*Nieders. Nachr.*“, verteidigt in der Vorrede zum Jahrgang 1736 das Satirenschreiben

mit Gründen, die fast wörtlich LISCOWS *„Unpartheyischer Untersuchung"* entnommen sind.

Im *„Hamburgischen Correspondenten"* vom 22. Januar 1737 No. 13 greift LAMPRECHT[1] den kurländischen Staatsrat THEODOR LUDWIG LAU in derselben Weise an, wie LISCOW seine SIVERS, PHILIPPI und RODIGAST; ja er beruft sich ausdrücklich auf diese:

„Man siehet aus allen seinen Werken, dafs er sich der höhern Schreibart bedienet, und dafs er eben dadurch von den weltberühmten Herren P . ., O . . und R . . sehr unterschieden ist. Allein auch eben dieses hat gewissen klügelnden Leuten Gelegenheit gegeben, seine Schrifften zu tadeln, und sie in der Classe der erstern Helden obenan zu setzen" u. s. w.

Ganz im Stil LISCOWS ist ferner die aus Schwerin datierte Anzeige[2], ein gewisser Gelehrter habe einen Folianten im Manuskript fertig: *„Vollständiges Schelt- und Schimpfwörterlexicon, in welchem nicht allein alle Scheltwörter der Deutschen, sondern auch der Juden, Griechen und Römer und endlich aller itzt blühenden Völker nach alphabetischer Ordnung zusammengetragen und mit etlichen tausend neuerfundenen vermehrt sind von* SIGISMUND LEONHARD WURM, P. C. L." Es wird berichtet, das Buch enthalte u. a. ein Verzeichnis derjenigen Gelehrten, „die sich sonderlich in der Grobheit herfürgethan." Seinen Namen habe der Verf. obenan gesetzt und in einer Anmerkung versprochen „ehestens eine Sammlung aller derjenigen gelehrten Grobheiten herauszugeben, die er jemals begangen habe." Die Sammlung solle übrigens „nicht über 8 Bände in grofs Oktav steigen." u. s. w.

Ein andermal[3] ist es der derzeitige Kieler Professor J. M. KÄUFFELIN[4], der wegen einer elenden gegen GOTTSCHED gerichteten Scharteke mit PHILIPPI verglichen wird: „Wahrlich es gehöret viel dazu, der erste unter den elenden Scribenten zu seyn, nachdem uns

[1] Bekanntlich ist LAMPRECHT selbst Verfasser einer Satire, die s. Z. Aufsehen erregte: *„Moralische und Satirische Nachrichten aus dem Carlsbade in einem Schreiben an den Herrn v. H. . . . abgelassen.* 1736. 8°. Ich habe aber bisher noch kein Exemplar derselben auffinden können.

[2] *Hamburg. Correspondent.* 1737. 19. März. No. 45.

[3] Ebenda. 1738. 9. April. No. 57.

[4] *Hamburger Schriftstellerlexikon.* III. S. 527f.

der Herr P. P. gewiesen, daſs man weder Schande noch Verspottung bemerken muſs, wenn man zu diesem wichtigen Posten steigen will. Dieser rühmliche Mann hat bisher seinen unerreichten Platz wacker vertheidiget, ganz Deutschland hat ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen, allein er stehet in Gefahr sein ganzes Ansehen zu verliehren, seitdem Herr Prof. K . . IN sich so stark zeiget.“

Auch LISCOWS alter Gegner MANZEL gibt gelegentlich Stoff für feinere ironische Satire[1]; M. werde seine Feinde allein durch seinen Fleiſs beschämen. Man habe ihn schon öfter einiger Mängel beschuldigen wollen, „allein er ist bey sich selbst vom Gegentheil überzeugt und dieser innerliche Trost muſs manchen Scribenten beruhigen. Wer kann es allen Leuten Recht machen, und zumal solchen, welche der gegenwärtigen Gewohnheit beständig nachgeben, daſs sie die Sachen, welche zur Gelehrsamkeit und zum Verstande gehören, aufs schärfste untersuchen.“ u. s. w.

Auch LAMPRECHTS Nachfolger ZINK bedient sich hin und wieder der ironischen Satire mit Glück.

Als die Erfurter Poetin Jgfr. ZÄUNEMANN ihr satirisches Gedicht „*Die von den Frauen gepeitschte Laster*“ (Frankfurt und Leipzig, 1739) „Gott und der vernünftigen Tugendhaften Welt“ gewidmet, bemerkt er trocken[2] die „Gewohnheit dem lieben Gott ein schlechtes Buch zuzueignen sei sehr alt; soviel wir uns aber besinnen können, so ist ihm noch keine Satyre dediciret worden.“

Ganz an LISCOW erinnert die Besprechung des 3ten Teils von „*Der Europäischen Höfe Liebes- und Heldengeschichte*“.[3]

Bei Gelegenheit der Besprechung[4] einer elenden Wochenschrift „*Der bedächtliche Freymäurer*“ von einem gewissen TENTZEL[5], wobei auch überhaupt gegen das Unwesen, das mit derartigen Unternehmungen damals von unfähigen Ignoranten getrieben wurde, geeifert

---

[1] *Hamburg. Correspondent.* 1739. 16. Oktober. No. 165.
[2] Ebenda. 1740. 9. Januar. No. 6.
[3] „ 1740. 14. Juli. No. 114.
[4] „ 1742. 17. März. No. 44.
[5] *Hamburger Schriftstellerlexikon.* VII. S. 372.

wird, heifst es, TENTZEL verspreche ein „glücklicher Nachfolger PHILIPPIS“ zu werden. Gerade an dem Tage, wo die Nachricht von PHILIPPIS Tode eingelaufen[1], sei das erste Blatt ausgegeben worden „das Reich der kleinen Geister könne sich daher trösten: PHILIPPIS Geist ruhe zwiefältig auf T.“

Diese herausgegriffenen Proben mögen genügen, um den Einflufs LISCOWS auf die Hamburger Journalistik zu charakterisieren. Wie man sieht, ist er lediglich ein formaler, nur seine Technik wird nachgeahmt, eine Verfolgung oder Vertiefung seiner Ideen vom Wesen der Satire überhaupt findet nicht statt. Über eine Bekämpfung der elendesten unter den elenden Skribenten kommt man auch hier nicht hinaus; Leute, die sich über das Niveau eines PHILIPPI und SIVERS erheben, sind im allgemeinen sicher vor dieser Satire.

Was nun LISCOWS eignen nachweislichen Anteil an den erwähnten Hamburgischen Zeitungen betrifft, so gibt diese journalistische Thätigkeit keinerlei neue Gesichtspunkte für seinen schriftstellerischen Charakter. Nur dafs bei dem Rezensenten die Gedankenarmut fast noch stärker hervortritt, wie bei dem Pamphletisten. Die Objekte sind auch hier die nämlichen, wie dort, SIVERS, PHILIPPI, MANZEL, zu denen sich als vierter RODIGAST gesellt, ein halbwahnsinniger Student, von dem LISCOW selbst zugeben mufs, es geschehe ihm zu viel Ehre mit SIVERS und PHILIPPI in einem Atem genannt zu werden. An und für sich sind die Aufsätze, abgesehen von dem unter No. 22 abgedruckten *„Extract eines Schreibens aus Göttingen“*, mit der LISCOW eigentümlichen Schneidigkeit und Präzision des Ausdrucks geschrieben, und auch den meisten fehlt jene epigrammatische Schlufswendung nicht, durch die er in den Satiren oft so grofse Wirkung erzielt, die aber am Ende durch die stete Wiederholung an Reiz verliert.

Unter der Abneigung, seine satirischen Angriffe auf neue würdigere Objekte zu richten, mufs naturgemäfs auch allmählich die

[1] Im März 1742 verbreitete sich das falsche Gerücht, PHILIPPI sei in Waldheim gestorben. Vgl. *Hamburg. Berichte.* 1742. 2. März. No. 18.

Entwickelung seines Talentes nach der formalen Seite hin leiden. Die Fähigkeit, den Ausdruck zu variieren stumpft sich ab, und die Kunst wird zur Manier.

Ein erfreulicheres Bild von Liscows journalistischer Thätigkeit würde man vielleicht bekommen bei der Durchmusterung der betreffenden Jahrgänge einer dritten Hamburgischen Zeitung, der „*Privilegirten hamburgischen Anzeigen*“[1], an denen er der Tradition nach mitgearbeitet haben soll. Es ist dies eben jene Zeitung, welche der jüngere Liscow wahrscheinlich redigierte, und in der Hagedorns „*Versuch einer Abhandlung von den Gesundheiten und Trinkgefäfsen der Alten*“[2] erschien. (1737. 1. Febr. No. 9.)

Leider ist mir nur der erste Jahrgang (1737) zugänglich gewesen, der wenig Ausbeute liefert, und an dem eine Mitwirkung des ältern Liscow vor dem 7. März d. J. von vornherein ausgeschlossen ist, da er erst frühestens Ende Februar von seiner verunglückten Pariser Mission zurückgekehrt sein kann. (Bis zum 21. Februar war er noch in Rotterdam: Lisch, S. 79.)

Der litterarische Teil der Zeitung setzt sich in jeder Nummer zusammen aus einem meistens 3—3½ Seiten umfassenden gröfsern Artikel über populärwissenschaftliche Themata, der allemal an der Spitze des Blattes steht, und einer Rubrik am Schlufs: „*Neue Bücher*“, kurze Anzeigen der neuesten Erscheinungen enthaltend.

Von jenen gröfsern Aufsätzen sind aber die wenigsten Originale; die Mehrzahl sind Übersetzungen aus dem Englischen und Französischen. Besonders stark sind benutzt der „*Spectator*“ (die in No. 6 aus dem „*Spectator*“ (183) übersetzte Abhandlung Addisons „*Über die Fabel*“

[1] „*Privilegirte Hamburgische Anzeigen*“ 1737. 4°. Sie erschienen zweimal wöchentlich, anfangs Dienstags und Freitags; später Mittwochs und Sonnabends. Die Hamburger Stadtbibliothek besitzt nur die Jahrgänge 1737 u. 1754.

[2] Es hat sich noch ein humoristisch abgefafster, von J. F. Liscow, F. Hagedorn und Conrad König (dem Verleger der „*Anzeigen*“) unterzeichneter Vertrag erhalten, datiert vom 3. Januar 1737, in welchem König, der wegen seiner Neigung, auf seinen Gängen sich festzuschwatzen, nie zur rechten Zeit kam, sich verpflichtet, den beiden Freunden L. und H., welche „sowohl der Herr Joachim Friedr. Liscow J. U. C. als Friedrich Hagedorn, der englischen Compagnie Secretarius“ „in der Intelligenz-Angelegenheit“ ihm „biedermänniglich zu helfen und mit dem Kopfe ungleich nüzlicher, als ich endesunterschriebener mit meinen Füfsen zu arbeiten sich erkläret“, für jede zu einer Konferenz bestimmte und von ihm nicht eingehaltenen Stunde „ein Quartier wohlschmeckenden Rheinweins und zwar noch denselbigen Tag im Rahtskeller“ „auf meine Kosten zu reichen“. (Abschrift in Lappenbergs Sammlung.)

vielleicht von HAGEDORN?) und von den Franzosen ROLLIN und HUETIUS. Aufserdem finden sich Übersetzungen aus VOLTAIRES *„Lettres sur les Anglois“*, MONTESQUIEU (*„Lettres persanes“*), ST. EVREMOND, DE LA MOTHE LE VAYER, u. s. w. Dagegen ist die englische Litteratur — vom *„Spectator“* abgesehen — nur durch eine einmalige Übersetzung aus LITTLETONS *„Letters from a Persian in England“* (No. 12) berücksichtigt.

Ob und wie weit nun LISCOW an diesen Übersetzungen beteiligt, ist mit Sicherheit kaum zu bestimmen. Für seine Teilnahme spricht seine Übersetzerthätigkeit in den folgenden Jahren (vgl. oben S. 98f.), sowie der Umstand, dafs er damals in ziemlich bedrängter Lage in Hamburg sich aufhielt.

Vermutlich rührt der gröfste Teil der Übersetzung aus den *„Huetianis“* von ihm her (es sind im ganzen 12 Stücke, die jedoch nicht alle von demselben übersetzt sind); ebenso bin ich aus stilistischen Gründen geneigt, ihm ein Stück aus CICERO *De officiis* III. *„Gedanken des Diogenes und Antipater von der Aufrichtigkeit im Handel“* (No. 72, 10. Septbr. 1737) und drei Totengespräche aus dem Lucian: *Pluto und Mercurius, Terpheon und Pluto, Zenophantes und Callidemides* (No. 75, 20. Septbr. 1737) zuzuschreiben.

Von den wenigen Originalaufsätzen gehört ihm vielleicht eine Parodie, von der eine redaktionelle Anmerkung meint, sie scheine auf die unglücklichen Nachahmer der Lehrart eines berühmten Weltweisen, und die gekünstelten Schulzierrathen einiger Redner gehen zu sollen, unter dem Titel: *„Zusammenhang wichtiger Wahrheiten, in einer im Jahre* 1728 *gehaltenen systematischen Rede, bey der Beerdigung des vielen Unbekannten Johannes Auge Typorum Dispositoris: ex MS.“*

Von den kurzen Bücheranzeigen wird auch einiges ihm zuzuschreiben sein, besonders eine kleine ironische Notiz über die *„Nova curiosa publici juris facta“* vom 1. Juli 1737. (No. 55. 12. Juli 1737.)

IV. Das Verhältnis zu Gottsched.

Die Vorrede zum Longin. Journalistische Thätigkeit an den „Dresdnischen Nachrichten".

Es ist so viel über die Beziehungen Liscows zu Gottsched gefabelt worden, dafs es endlich an der Zeit scheint, das Authentische festzustellen.

Vor allen Dingen ist Liscow kein Verehrer, oder gar Freund Gottscheds gewesen, ebenso wenig wie Friedrich von Hagedorn; beide sind vielmehr nie über eine gewisse gemessene, kühle Anerkennung der unleugbaren Verdienste Gottscheds herausgekommen.

Letzterer hat es freilich nicht daran fehlen lassen, sich gerade diese beiden geneigt zu machen, so hochmütig er im allgemeinen auch auf die „Niedersachsen" herabblicken mochte. Allein gerade dieser Schulmeisterton, den er als „Obersachse" ihnen gegenüber anschlagen zu dürfen glaubte, ist ihm im Norden ebenso zum Verhängnis geworden, wie im Süden. Wie Bodmer und seine Freunde trotz aller scheinbaren demütigen Unterordnung nie die Autorität des Leipzigers anerkannt haben, ebenso wenig hat Gottsched in Norddeutschland, speziell in Hamburg, recht festen Fufs fassen können. Die Autoritäten des Hamburger Kreises Richey und Brockes fühlten sich Manns genug, auch ohne die Direktive von Leipzig aus den richtigen Weg zu finden, und diese Gesinnung der älteren Generation teilte sich auch der jüngern mit. Es ist be-

zeichnend für die Stimmung in Hamburg, dafs schon 1732 HAGEDORN, der ja stets so lange wie möglich ein Ärgernis zu vermeiden suchte, seinen Einflufs aufbieten mufste, eine Rezension des „*Cato*“ zu unterdrücken, welche „voller Anzüglichkeiten und personalissima“ war[1], und dafs die Besprechung, welche er dann selber für die „*Nieders. Nachr.*“ (1732. 29. Sept. No. 78) schrieb, seinem eignen Ausdrucke nach zwar „glimpflicher“ war, aber immerhin keineswegs unbedingtes Lob spendete. Es ist ebenso bezeichnend, dafs LAMPRECHT, der als fanatischer Gottschedianer nach Hamburg kommt, dort verhältnismäfsig sehr schnell abkühlt.

Anderseits darf man freilich auch nicht vergessen, dafs KÖNIGS Einflufs in Hamburg immer noch bedeutend war, und dafs dieser naturgemäfs alles aufbot, seinen Gegner dort nicht emporkommen zu lassen. Aber diese kühle ablehnende Haltung tritt nicht in Hamburg allein zu tage. Genau derselben niedersächsischen Steifnackigkeit begegnet GOTTSCHED 1742 auch in Greifswald bei seinen Versuchen, die dortige deutsche Gesellschaft für seine Zwecke gegen die Schweizer auszubeuten: GOTTSCHED hatte sich für das Lob, das ihm in den „*Critischen Versuchen*“ gespendet worden, wie es scheint, sehr überschwenglich bedankt. Dieser Dank wird höflich, aber bestimmt zurückgewiesen. Man lobe, was eben zu loben sei, die unparteiische Anerkennung des Guten, ohne Rücksicht auf die etwaigen Folgen, sei Pflicht; wenn man „bey solcher unparteyischen Aufführung“ so glücklich sei, auch in Zukunft GOTTSCHEDS Beifall zu geniefsen, sei die Gesellschaft reichlich belohnt.[2]

Und noch kühler tritt gleich von Anfang an LISCOW GOTTSCHED gegenüber. Ohne ungezogen zu sein, konnte er kaum auf die unausgesetzten Versuche GOTTSCHEDS, mit ihm in freundschaftlichen Verkehr zu kommen, auf die erteilten Lobsprüche anders antworten, als in dem einzigen uns erhaltenen Briefe vom 28. Januar 1735. (DANZEL S. 235; wieder abgedruckt unten im Anhang S. 154.)

---

[1] U. Br. an WILCKENS vom 3. Oktober 1732. (Hamb. Stadtbibl.)

[2] Schreiben der Königl. deutschen Gesellschaft in Greifswald an GOTTSCHED vom 24. Nov. 1742. (Leipziger Sammlung.)

Wie war ihm Gottsched entgegengekommen! Zunächst ist dieser es, der den Briefwechsel mit Joachim Friedrich anknüpft: er bedankt sich für die Haltung des „*Correspondenten*“ in der Sache mit Philippi (s. oben S. 115 u. Anhang S. 148). Der jüngere Liscow erwidert mit der ganzen höflichen Suade eines Redakteurs, der einen Mann „mit Namen“ als Mitarbeiter zu gewinnen hofft.

Aus dem zweiten Briefe erfahren wir schon, dafs Gottsched in seiner Antwort den Verfasser der Satiren gegen Sivers und Philippi (über dessen Persönlichkeit er noch im unklaren) sowohl wie den jüngern Liscow zum Eintritt in die Deutsche Gesellschaft aufgefordert. Liscow läfst durch seinen Bruder für die Ehre danken; auch letzterer lehnt höflich ab! Und zwar mit so übertriebenen Ausdrücken der Selbstunterschätzung, dafs man an ihrer Aufrichtigkeit zweifeln mufs. Die Frage, ob die Mitgliedschaft der „teutschen“ Gesellschaft in Jena nicht von der Ehre, der „deutschen“ Gesellschaft anzugehören, ausschliefse, ist offenbare Ironie. Wie Liscow in Wirklichkeit von dem Treiben derartiger Gesellschaften — ob mit Recht, ist eine andre Frage — urteilte, erhellt am bestem aus jenem „*Danksagungsschreiben an die teutsche Gesellschaft in Jena*“ vom 12. Februar 1734, welches Helbig zuerst veröffentlicht hat[1] (S. 28 ff.). Die Motivierung seiner Weigerung Gottsched gegenüber: er sei der Ehre nicht würdig, findet die treffendste Illustration durch die den Jenensern erteilte Antwort: auch hier erklärt er sich nicht würdig. Hier aber liegt die Ironie klar zu tage, dort ist sie aus leicht erklärlichen Gründen versteckter, darum aber nicht minder beabsichtigt.

Nichts desto weniger erneuert Gottsched, wie wir aus J. F. Liscows drittem Briefe vom 10. April 1734 sehen, nochmals sein Anerbieten; er wird abermals abgewiesen, erhält aber die tröstliche Zusage, die Brüder würden sich, wenn sie sich würdig fühlten, nun

---

[1] Vgl. dazu auch die Äufserung Hagedorns über die Leipziger d. Gesellschaft in dem Briefe an Liscow vom 28. XII. 1739 (Helbig S. 48): „Vous y trouverez les depositaires de tout l'esprit et de tout le goût des anciens et des modernes qui par une modestie sans exemple se bornent au simple nom de Societé allemande.“

von selber melden, darin liegt aber auch zugleich die höfliche Bitte, sie in Zukunft mit weiteren Anträgen zu verschonen.[1]

Der vierte Brief vom 26. Mai 1734 zeugt von dem fortgesetzten Bestreben GOTTSCHEDS die guten Beziehungen zu erhalten. Er hat einen Aufsatz gegen HEUMANN in Göttingen für den „*Correspondenten*" gesandt, der jedoch wegen Raummangels nicht dort, sondern in den „*Nieders. Nachr.*" zum Abdruck gelangt ist. („*Nieders. Nachr.*" 1737. 24. Mai No. 40.)

Aus dem fünften Schreiben vom 29. Januar 1735 sehen wir, dafs eine kleine Verstimmung eingetreten wegen einer unbeabsichtigten (?) Kränkung der Madame ZIEGLER, und erfahren zugleich, dafs der ältere LISCOW bis jetzt noch keine Zeile direkt mit GOTTSCHED gewechselt hat; nachdem mehr als ein Jahr seit des letzteren Aufforderung, sich um die Aufnahme in die „Deutsche Gesellschaft" zu bemühen, verflossen.

LISCOWS dies lange Schweigen entschuldigender Brief, vermutlich überhaupt der einzige, den er je an GOTTSCHED geschrieben, datiert vom 28. Januar 1735.

Aufs neue hat ihm GOTTSCHED, diesmal direkt, einen Antrag gemacht: „einen deutschen Spectator abzugeben" — ein Vorschlag, der übrigens GOTTSCHEDS Scharfblick alle Ehre macht, — und aufs neue wird er damit höflichst abgewiesen. Die überbescheidene Zurückweisung der Lobeserhebungen ist nicht ohne eine kleine Beimischung von Ironie.

Von da ab scheint ein Verkehr zwischen GOTTSCHED und den Brüdern LISCOW nicht mehr stattgefunden zu haben.

Da LISCOW im Jahre 1735 verstummte und kurz darauf ins Ausland ging, scheint GOTTSCHED ihn aus den Augen verloren zu haben. Erst im Jahre 1739, als die „*Sammlung*" der Satiren er-

---

[1] Was den in jenem Briefe erwähnten Aufsatz über SIVERS unappetitliche Affaire in der Lübecker Jacobikirche betrifft, so möchte ich kaum glauben, dafs er von LISCOW herrührt. Eher ist vielleicht an eine der Dichtungen zu denken, welche HAGEDORN auf diesen Vorgang verfertigt hatte. (Vgl. POTT in der Vorrede zu der „*Unnöthigkeit der guten Werke zur Seeligkeit*" S. XXIV f.) In den „*Neufränkischen Zeitungen*" steht er nicht.

schien, wandte er ihm seine Aufmerksamkeit wieder zu, diesmal aber eine keineswegs wohlwollende.

Die Veranlassung zu dieser Wendung war die „*neue Vorrede*" zu den „*Anmerkungen in Form eines Briefes*", in welcher Liscow gegen gewisse Äufserungen des Propsten Reinbeck in Berlin in dessen „*Betrachtungen über die augsburgische Confession*" polemisiert. Reinbeck angreifen war aber gleichbedeutend mit einem Angriff auf die Wolffsche Philosophie, zumal da Liscow in seinen Bemerkungen über den „primipilaire" der Alethophilen[1] mit unverhohlener Ironie von dessen Bemühungen, „den Religionswahrheiten und den Geheimnissen unseres Glaubens den Anstrich einer philosophischen Gründlichkeit zu geben", gesprochen. Sofort wird im alethophilischen Hauptquartier der Krieg gegen den Beleidiger beschlossen! Am 13. Oktober 1739 schreibt Manteuffel an Frau Gottsched:

„Vous avez vu sans doute certain recueil allemand de toutes sortes de brochures, la plus part satyriques, de la façon de X. Y. Z. l'ainé et vous y aurez apparemment remarqué certaine préface critique, farcie de traits plus malins que solides contre quelques endroits des meditations sur la *c. d'A.* Or comme il ne conviendroit pas à notre ami R. d'y repliquer et d'y repliquer surtout, comme il le faudroit, sur le même ton; ne pourriez vous pas faire en sorte, que X. Y. Z. le cadet (d. i. Frau Gottsched) donnat un peu sur les doits à son ainé."

Ehe der Brief abging, war aber auch schon in Leipzig Alarm geschlagen worden. In einem Schreiben Gottscheds vom 10. Okt. 1739 (bei Danzel S. 236, jedoch unter falschem Datum) nennt dieser den Sünder mit Namen, „der bekannte Liskov", und frägt an, wie Reinbeck denselben zu bestrafen denke. Daher die Nachschrift Manteuffels (in dem eben erw. Brief vom 13. Oktober): „Nous avons lu la satyre de Lischko. Mais R. ne daignera jamais se mesurer luy même avec cet homme là." Er werde aber schon Gelegenheit finden, ohne Namen zu nennen, sich wegen der angefochtenen Stellen zu erklären

[1] Vgl. Danzel S. 35 ff.

Allein „X. Y. Z. der jüngere“ ist keineswegs unbedingt bereit, seinen ältern Bruder zu züchtigen. „M. X. Y. Z.“, schreibt, am 15. Oktober 1739, Frau Gottsched an Manteuffel zurück, sei zwar „das Herz noch einmal so grofs geworden“, da er erfahren, „dafs man ihn der Ehre würdiget, einen so grofsen Gottesgelehrten als H. R. gegen seinen Esau oder ältern Bruder zu vertheidigen,“ aber so verdammlich es sei, „dafs ein solcher Scribent, der gewohnt d'avoir les rieurs de son côté, einen Mann wie R. neben einen Manzel zu setzen wage“, so müsse sie doch gestehen in der Sache selbst habe Liscow recht, wenn er gegen Reinbeck behaupte, „die Vernunft könne vom Stande der Unschuld nichts wissen.“

Offenbar scheute sich auch die kluge Frau, mit dem gefährlichen Spötter anzubinden. Daraufhin scheint man den Plan aufgegeben zu haben, aber das Gottschedsche Ehepaar war viel zu sehr darauf bedacht, Manteuffel einen Gefallen zu erweisen, als dafs sie nicht darauf gesonnen hätten, ohne selbst ins Feuer zu müssen, ihm ein Rüstzeug zu Verfügung zu stellen.

Ein solches wird denn auch schliefslich gefunden in der Person eines jungen Schülers von Gottsched, Namens Landvogt. Am 19. Dez. 1739 meldet Gottsched dies an Manteuffel und bittet, Reinbeck möge nur angeben, „was er eigentlich zu seiner Verantwortung gesagt haben wolle, dann könne die Schrift in 14 Tagen erscheinen.“

Im Hauptquartier wird der Vorschlag acceptiert, Reinbeck verspricht eine Instruktion zu entwerfen, nur dürfe die Verteidigung selbstverständlich nie durchblicken lassen, dafs sie von Reinbeck beeinflufst sei. (Manteuffel an Gottsched 16. Januar 1740.)

Aber wider Erwarten zieht sich die Fertigstellung der Schrift sehr in die Länge. Um Ostern (12. März 1740) teilt Gottsched mit, sie solle in Form eines Schreibens an Liscow abgefafst sein, das berichte über eine zwischen drei Personen stattgehabte Unterredung, einem Verehrer Reinbecks, „einem aufgeweckten Offizier“ und dem Verfasser selbst, der zum Schein Liscow verteidige. Im April ist endlich „der junge Anti-Liscow“, wie er in den Briefen stets genannt wird, mit dem Anfang fertig!

Aber sowohl nach Frau Gottscheds Urteil, wie nach dem Manteuffels ist es ihm nicht sonderlich geglückt. Manteuffel erklärt offen (26. April 1740) der „junge Athlet“ habe seine Kräfte überschätzt, er sei einem „champion aussi goguenard et mordant“ wie Liscow nicht gewachsen. „Lorsqu'on veut entreprendre un railleur de profession, il faut, qu'on soit bien sûr de savoir mieux railler que luy, autrement on n'y gagne que de la confusion.“

Trotzdem berichtet Frau Gottsched am 30. April 1740, dafs man beschlossen habe, ihn fortfahren zu lassen. Am 4. Mai schickt Gottsched die Fortsetzung an Manteuffel: eine mittelmäfsige Verteidigung Reinbecks sei immer noch besser als gar keine (!); wenigstens werde „dem guten Spötter manche derbe Wahrheit darin gesagt.“

So schreitet die Arbeit langsam fort, auch Manteuffel erklärt sich schliefslich für zufrieden, nur tadelt er, dafs der „Anti-Liscow“ so viel Citate einmische. Worauf ihm denn aber Gottsched erwidert (5. Juni 1740), das geschehe „seinen Helden zu verspotten, der es eben so zu machen pfleget; es reime und schicke sich nun oder nicht.“ Übrigens werde die Schrift „dem guten Liskov zu einer merklichen Züchtigung dienen.“

Mit dieser Erklärung ist denn auch Manteuffel zufrieden, dagegen entdeckt er plötzlich (16. Juni 1740), unter der Arbeit habe der Verfasser sein eigentliches Ziel, Reinbeck zu verteidigen, bisweilen aus den Augen verloren, „et qu'il fait le petit prévaricateur en attaquant luy même la cause qu'il devoit plaider!“

Gottsched erwidert darauf (3. Juli 1740), das könne aus Versehen geschehen sein, Absicht sei es nicht gewesen!

Aber es ruht auf der Schrift überhaupt ein Unstern. Denn als sie nun wirklich fertig, bereits in der Druckerei ist, da tritt ein Zwischenfall ein, der ihr Schicksal besiegelt.

Am 29. Oktober 1740 schreibt Manteuffel darüber an Frau Gottsched:

„Je commence à douter qu'il soit consilii de publier presentement la brochure Anti-Liscovienne, quoiqu'elle soit, depuis long-

tems entre les mains de l'imprimeur. La raison en est, que LISCAU a trouvé je ne sai quel moyen de s'engager au service du c. de TRUCHS, qui était Envoié de cette cour cy à celle de Hannovre et qui est une espece de favoris redoutable en ce pay cy. Vous comprenez bien, que ce seroit exposer la bonne cause au ressentiment de ce favoris, si l'on publioit un ouvrage si assommant contre un homme qu'il protége et qu'on dit qu'il a affectionné extremement."

Damit ist die Sache abgethan, der Wetterstrahl der so lange dem ahnungslosen LISCOW Tod und Verderben gedroht, war unschädlich in die Erde gefahren.

Es ist aber eine eigentümliche Ironie des Schicksals, dafs nicht lange darauf in ganz ähnlicher Weise sich von der LISCOWchen Seite her über GOTTSCHEDS Haupt ein drohendes Unwetter zusammenzieht, das jedoch weniger harmlos sich entladen sollte.

Freilich war es auch in diesem Fall nicht LISCOW, der die Initiative ergriff. Wie bei seinen Plänkeleien mit SIVERS und PHILIPPI kam ihm die Anregung von aufsen.

1741 war LISCOW in Sächsische Dienste getreten, zunächst als Privatsekretär BRÜHLS, seit dem Juli des Jahres lebte er in Dresden.

Nun gab es aber vielleicht keinen Ort in Deutschland, wo GOTTSCHED bitterer gehafst wurde, wie gerade Dresden. KÖNIG, und BRÜHLS ehemaliger Privatsekretär HEINECKEN, der Sohn jener Lübecker Familie, mit welcher LISCOW so befreundet gewesen, der Übersetzer des *„Longin“* [1], lagen förmlich auf der Lauer, dem Gegner eines zu versetzen. Auch BRÜHL war ihm nicht gewogen; warnt doch der jüngere HAGEDORN gelegentlich seinen Bruder, nichts in den *„Belustigungen“* drucken zu lassen, „welche vom Ministre in Drefsden und sonst so wenig goutiret werden, dafs du dich und per reflexionem mich, einem gewaltigen: Qu'en dira-t-on?

[1] Schon in der ersten Auflage der Übersetzung des *„Longin“*, 1737, hatte HEINECKEN GOTTSCHED angegriffen und u. a. dessen Einteilung der Schreibarten: „1. in die natürliche und niedrige, 2. in die sinnreiche, hohe, scharfsinnige und geistreiche, 3. in die pathetische, feurige affectuöse oder hefftige“, mit Recht als einen „Mischmasch“ bezeichnet, worauf in den *„Crit. Beyträgen“* V. S. 108 ff. eine ziemlich scharfe Erwiderung erfolgt war.

aussetzen würdest."[1] Und auf der andern Seite stand der Hofprediger Marperger, welcher Gottsched als Erz-Wolffianer wie den Gottseibeiuns verabscheute.[2]

Wie schnell in dieser Atmosphäre Liscow aus einem ziemlich gleichgültigen Zuschauer bei den die schöne Litteratur betreffenden Streitigkeiten sich in einen eifrigen Parteigänger der Dresdener Clique gegen Gottsched verwandelte, bezeugt äufserst charakteristisch der nachstehende Brief an Friedrich v. Hagedorn vom 24. Dezember 1741.[3] Es handelt sich um eine Stelle in der Vorrede zu Hagedorns *„Oden und Liedern"*, welche damals gerade erscheinen sollten. Unter den dort erwähnten Mustern deutscher Odendichter hatte Hagedorn auch Gottsched genannt, nachträglich scheinen ihm deswegen Zweifel aufgestiegen zu sein, und er hatte sich deswegen an Liscow um Rat gewandt. Darauf erwidert dieser:

„Permettez moi de vous dire, que j'ai été un peu esbahi de voir en peine pour si peu de choses un homme si riche en belles inventions. He! de par tous les diables rayez le nom du Professeur de Leipzic et faites réimprimer la feuille ou il se trouve. — Car, sachez, Monsieur, que le Sr. Gottsched est tellement perdu de reputation ici, qu'on a honte de se voir confondu avec un homme de sa trempe. — Sus donc, mon ami, faites main basse sur un nom aussi odieux, et ne vous mettez en peine de rien. Que Piscator mande à Gottsched tout ce qu'il veut; que Gottsched fasse ce qui lui plaira; vous n'avez rien à craindre. Je vous accorde ma protection speciale à cette heure comme alors et alors comme à cette heure! — Il est absolument nécessaire de substituer à la feuille commaculée d'un nom aussi méprisable que celui de Gottsched, une autre pure et nette, et qui ne fasse pas

---

[1] U. Br. Frankfurt a. Main 6. Juni 1743. (Lappenbergs Sammlung).

[2] Der jüngere Hagedorn gab Liscow „dem Ketzer" bei seiner Übersiedelung nach Dresden alles Ernstes den Rat: „ehrbarlich in die Kirche zu gehen, und dem Dr. Marperger seine Veneration zu überbringen." Seine Widerlegung Reinbecks müsse „ex principiis orthodoxis geflossen seyn!" *Neue Irene* 1806. Juni S. 138.

[3] *Neue Irene* 1806. April. S. 282 f.

rougir un aussi digne homme que Mr. de König. — Priant Dieu, qu'il vous ait en sa sainte et digne garde.

C. L. Liscow."

Bei diesen indirekten Versuchen, Gottscheds Ansehen nach aufsen zu untergraben, beruhigte sich aber König und sein Anhang nicht. Es kommt zu einer förmlichen Verschwörung, an der, durch Liscow veranlafst, auch Friedrich von Hagedorn teilnimmt! Die erste Nachricht darüber enthält ein Billet Hagedorns an seinen Freund Wilckens, das im Frühjahr 1742 geschrieben sein wird:[1]

„Liebster Bruder!

Erzeige mir die Güte und nimm die *critischen Beyträge* etc. etc. mit nach Tatenberg, und gieb dir die Mühe, dort dasjenige aufzuzeichnen, was du falsch geschlossen oder ohne Grund vorgegeben zu seyn findest; die logischen und historischen Fehler. Wolltest du insonderheit (doch deiner genauen Prüfung anderer Stücke ohne Nachtheil) das 8te Stück des 22ten[2] critischen Beytrags vornehmen: So kannst du leichtlich erachten, wie angenehm mir solches seyn würde. Deine Hand kriegst du zurück. Aber ich werde das meiste, wo nicht alles, abschreiben. Daher schreibe deutlicher als ich zu schreiben pflege. Könntest du den verdeutschten Horatz de A. P. des Prof. G. gleichfalls durchgehen und einen Wetzstein seiner Flöte abgeben: so würde dadurch die Critik so mancher in Leipzig für unverbesserlich gehaltenen Stelle desto nachdrücklicher seyn, und wir armen N(ieder) Sachsen auch einmahl den Pleifs-Atheniensern etwas aufgeben können. Ich will dich nicht verrathen und sogar gegen B. und M. nicht, damit alles desto geheimer bleibe, wenn die Mine in Drefsden den critischen Nachbaren aufs Haupt gesprenget wird. Vielleicht bedenke ich mich auch noch, ob ich etwas von deinen Anmerkungen nach Drefsden gehen lasse, und

[1] U. Br. in der Hamburger Stadtbibliothek. Das Schreiben ist undatiert; dafs aber die von mir angenommene Zeit richtig, ergibt der Zusammenhang mit den folgenden Briefen.

[2] *Critische Beytr.* VI. S. 299 ff. Die Rezension von Hagedorns *„Versuch in poetischen Fabeln und Erzählungen"* (1738) und Stoppes *„Neue Fabeln"* (eod.), in welcher Stoppe als Hagedorn vollkommen ebenbürtig behandelt war.

nicht vielleicht, in einer andern Absicht, etwas dazu sammle. Indessen gönne mir deine Glossen so zeitig, als ob sie gleich nach Sachsen sollten. Cura ut valeas.

In meinem beigehenden Exemplar der GOTTSCHEDischen *Gedichte* und der *Crit. Dichtkunst* darfst du des Randes nicht schonen, er ist der Critik gewidmet.

Adr.: Pour Monsieur le Docteur WILCKENS
nebst zwey Büchern."

Allein bevor von Hamburg aus der gewünschte Beitrag zu der „Mine in Drefsden" eintraf, hatte man sich dort schon eines andern besonnen.

Am 21. Oktober 1742[1] dankt LISCOW zwar für die „remarques propres à combattre GOTTSCHED. Mais malheureusement je n'ai pu m'en servir, mon dessein n'ayant jamais été de combattre ce professeur dans les formes.(?) Je me suis contenté de lui donner quelques coups de dent à l'occasion de sa dispute avec Mr. HEINEKEN, et vous pouvez croire, que je ne l'ai fait qu à mon corps defendant. Vous aprendrez de mon frère comment ma préface à été recue à Leipzic."

Über diese Vorrede und über die Art, wie das Dresdener Komplott arbeitete, hatte der jüngere HAGEDORN seinem Bruder schon am 4. September 1742[2] im Auftrage LISCOWS berichtet:

„Er (LISCOW) hat mich gebeten dir zu melden, dafs er die Vorrede vor dem *Longin*[3] (die um die alte Edition geschlagen, folglich die Edition aufgewärmet wird) deine Ehre wieder die Leipziger Belustiger retten[4] wolle, welche er dadurch beleidigt halte, dafs man in der Piece *Sehr Klugs Urtheil*, dich unter dem Trofs

[1] *Neue Irene* 1806. April S. 284.

[2] U. Br. (LAPPENBERGs Sammlung).

[3] *Dionysius Longin vom Erhabenen. Griechisch und Teutsch. Nebst dessen Leben, einer Nachricht von seinen Schriften, einer Untersuchung was Longin durch das Erhabene verstehe und einer Neuen Vorrede von einem Ungenannten.* Dresden. 1742. Auf Kosten des Uebersetzers. Zu finden bey GEORGE CONRAD WALTHERN. Königl. Hof-Buchhändlern. Die neue Vorrede umfafst 44 Seiten, wovon jedoch 16 Seiten (S. 5—20) eine Einschaltung HEINECKENs enthalten, so dafs von LISCOW nur ca. 28 Seiten geschrieben sind.

[4] *Neue Vorrede zum Longin* S. 39 ff.

der obscuren Nahmen confundirt, und: Höre HAUSSMANN, HAGEDORN gesetzt.

Dieses gefällt mir nun von LISCOW wohl. Er ist neulich in der Gesellschafft bey dem Hofrath KÖNIG dazu disponirt worden, solche Vorrede zu machen, worinn GOTTSCHED und HEINECKEN wegen des Verstands des Wortes Natürlichen Schreib-Art mit einander verglichen werden. GOTTSCHED kriegt dabey, wie du leicht denken kanst, manche bittere Pille. Ich halte übrigens dafür, dafs HEINECKEN eine sehr magere Rolle dabey spielt, dafs er sich vorreden läfst, und meine Gedanken davon, dafs man dem lüsternen Witz den Vorzug, den ein gutes Hertz giebt, aufopfert, verschweige ich. On sacrifie l'honnette homme au bel esprit. GRESSET sagt von Advocaten, und es ist fast was LAMPRECHT wiederhohlt, Jrois-je Orateur mercenaire . . . vendre à la haine du vulgaire Ma voix et ma tranquillité. GOTTSCHED hat doch einmahl öffentlich nichts wider L. gethan, um unglimpflich zurecht gewiesen zu werden. Von gelassener Entscheidung des Zwists, ist nicht die Rede noch einer Critik. Hiernach werden die Belustiger mit ihren Kindereyen wacker gedemüthigt und das ist auch recht; eine beifsende Stelle aus dem PETRONIO wird auf diese Leute, die über das Sylben-Spielen, omne genus orationis enerviren, sich gantz recht schicken. Man wird aber deutlich spüren, dafs das Schweizerische Räucherwerk, H. R. KÖNIGS Unversöhnlichkeit, und die Schwachmata des nuzillirenden Longins die Haupttriebfedern sind. Doch ist mir lieb, dafs die Leipziger demasquiret werden.

Dieses ist aber noch nicht genug, sondern die Piece, die ROST macht, und auf Art des LUTRIN, den Streit wegen des Prologi mit der NEUBERIN in 5 Chants vorstellt, auch *das Vorspiel* heifsen soll, ist auch bei H. R. KÖNIG veranlasset, und durchgetrieben worden.[1]

---

[1] An einer andern Stelle desselben Briefes heifst es: „Ich glaube H. R. KÖNIG thäte auch besser, wenn er auf eine Edition seiner Gedichte und den Ausschufs der ungerathenen Kinder und deren Desaven bedacht wäre, damit er sich selbst vor der Satire ins künftige frey stelle, als dafs er die miseram rixam mit GOTTSCHED aufzuwärmen suchet. Ich bin auch bey allen seinen Rache-Sessionen nicht gewesen, welches ich eher verschmerzen kan, als dafs er mich nicht einmahl gebeten, da er MASCOW so oft und lange bey sich gehabt uud LISCOW und andere genug bey sich gehabt." Die

Heinecke und Liscow haben darinn gantze Strophen critisirt und geändert, und es mögen Stellen darinnen seyn, dafs Gottsched der Schlag rühren mag, wenn er es lieset. Rost ist mortificirt, dafs Heinecke ihm so viel und auf so bittere Art corrigirt. Ich kenne Rosten nicht. König soll ihn haben express kommen lassen. Ich lese solche Dinge gerne. Ich verdenke auch König nicht den Hafs noch die Rachbegierde. Aber diejenigen, die mit Sans froid ihre Feder leihen, andern, von die sie nicht beleidigt sind, das Hertz blutend zu machen, verabscheue ich im Hertzen, und auf solche Art mag ich die Vivacité meinen *Mitteln berühmt zu werden* niemahls geben ob ich gleich dem Werkgen eine angenehmere Gestalt wünschte."

Was zunächst bei Liscows Vorrede auffällt, ist, dafs er hier, wo er zum erstenmal öffentlich gegen einen ebenbürtigen Gegner in die Schranken tritt, von vornherein darauf verzichtet, sich seiner gefährlichsten Waffe zu bedienen, in der er der anerkannte Meister, der Ironie.

Uns scheint das doppelt befremdend, als es uns selbst schwer fällt, wenn von Gottsched die Rede ist, die Ironie zu vermeiden. Seine eigentümlichen Schwächen, die durch blinde Vergötterung hervorgerufene mafslose Eitelkeit und Selbstüberschätzung, die je älter er wurde, immer mehr zu tage trat, scheinen geradezu die Ironie herauszufordern.

Diese freiwillige Selbstbeschränkung Liscows ist denn auch für die Vorrede, was die Form anlangt, entschieden zum Nachteil geworden; nach dieser Seite hin gehört sie keineswegs zu den besseren Schriften Liscows. Man spürt auf Schritt und Tritt, dafs er hier nicht auf seinem eigentlichen Gebiete ist.

Von um so gröfserer Bedeutung ist der Inhalt; mag Liscow, wie allerdings wahrscheinlich, noch so sehr von Heinecken und König inspiriert worden, nur der Hammer, nicht der Arm gewesen

---

sichtliche Mifsbilligung, welche Chr. L. von Hagedorn, der immer gute Beziehungen zu Gottsched unterhalten hatte, dem ganzen Treiben, in das Liscow hineingeraten war, zu teil werden liefs, scheint nicht ohne Einflufs auf Friedr. von Hagedorn geblieben zu sein, der jetzt auch zurückzog. In dem oben erwähnten Briefe Liscows an Hagedorn vom 21. X. 42 äufsert L. an einer andern Stelle sein Befremden, dafs H. jene Anmerkungen sofort zurückfordere. Niemand habe sie gesehen als der Bruder des Dichters etc. (*Neue Irene.* 1806. April S. 284.)

sein, der den Streich führt: die Vorrede war der vernichtendste Schlag, der bisher GOTTSCHED getroffen, sie war das Signal zur Rebellion im eignen Lager; dafs dieser Eindruck durch das, seiner Natur nach weitere Kreise interessierende, „*Vorspiel*“ ROSTS, welches kurz darauf erschien, noch überboten und dadurch allmählich verwischt wurde[1], ändert an der Thatsache nichts.

Abgesehen von ganz vereinzelten Angriffen, die aber mehr auf persönliche Motive — wie z. B. bei STEINBACH — zurückzuführen, galt bisher die durch GOTTSCHED vertretene Geschmacksrichtung unbestritten als die herrschende, katholische. Der Abfall der Schweizer war im eigentlichen Sinne gar kein „Abfall“ gewesen, sondern die Kriegserklärung einer fremden auswärtigen Macht, mit welcher man bis dahin, so gut es gehen wollte, Frieden gehalten.

So lange es hiefs: hier der schweizer Parnafs, dort der deutsche Parnafs, konnte GOTTSCHED noch vergleichsweise ruhig dem Ausgange des Kampfes zusehen.

LISCOW ist der erste, der den Schweizern gegenüber öffentlich erklärt, die Einigkeit im Gottschedschen Lager sei nur Schein, die „sogenannten herrschenden Dichter“ seien lediglich eine Fiktion, die in demselben Augenblicke, wo die „Verständigen“ ihre Langmut, mit der sie dem Treiben jener bisher zugesehen, fahren liefsen, sich als solche erweisen werde.

„Diese Herren“, ruft er den Schweizern zu (S. 30), „sind hier zu Lande bey weitem nicht in so grofsem Ansehen, als man es vielleicht in der Fremde glaubet. Es ist wahr, sie thun grofs, und brüsten sich sehr. Allein man kennet sie, und verständige Leute haben sich nimmer viel aus ihnen gemachet. . . . Man übergibt sie der demüthigenden Gnade der Herren Schweitzer und alles was in Deutschland mit Recht gelehrt und klug heifset,

[1] J. E. SCHLEGEL an GOTTSCHED. Dresden. 16. XI. 42: „Was die Vorrede von Herrn HEINECKENS „*Longin*“ anbetrifft, so wird Herr LISCOW hier durchgängig für den Verfasser derselben gehalten. Unterdessen ist diese Vorrede über dem epischen Gedichte, welches den Titel führt „*Das Vorspiel*“, beynahe vergessen.“ DANZEL. S. 150.

das wird sich über die Erniedrigung so stolzer Schwätzer freuen.

Ich sage dieses nicht vor mich, sondern mit Genehmhaltung vieler rechtschaffener Männer, die sich nicht gerne, weder von den Herren Schweitzern, noch von den Nachkommen, mit einigen Lehrern der Unwissenheit und Verderbern des guten Geschmacks vermenget sehen möchten, und hoffe, diese Erklärung werde hinlänglich seyn, beydes zu verhindern."

Wir haben es hier im eigentlichen Sinne des Wortes mit einem Manifeste zu thun, das in drei Teile zerfällt, welche jeder an eine verschiedene Adresse gerichtet sind.

Zunächst Kriegserklärung gegen GOTTSCHED, dann Bündnisantrag an die Schweizer, endlich Verwarnung an die Gottschedianer, und Aufruf, sich zu bekehren.

„Ich schreibe zu keinem andern Ende", schliefst er, „als damit die Belustiger witzig, und die Jünglinge, die sie bisher verführet haben, vernünftig und vorsichtig werden. Wer weise ist, der höret zu, und bessert sich, und wer verständig ist, der lässet ihm rathen."

Trotz aller Rücksichtslosigkeit und Schärfe, mit welcher er den Gegnern zu Leibe geht, bleibt er doch stets in den Grenzen loyaler Polemik. Alles Persönliche ist ausgeschlossen; in dieser Hinsicht steht daher LISCOWS Pamphlet hoch über ROSTS „*Vorspiel*", das durchaus den Charakter persönlicher Gehässigkeit hat.

Beide überragt an innerem Gehalt PYRAS „*Erweis, dafs die Gottschedianische Sekte den Geschmack verderbe.*"[1]

Allein mit dieser Kriegserklärung im *Longin* ist der Kampflust der Dresdener noch nicht Genüge gethan. Unmittelbar darauf erscheint ROSTS „*Vorspiel*"; aus dem oben abgedruckten Briefe CHR. LUDWIG VON HAGEDORNS erfahren wir, dafs auch HEINECKEN und LISCOW an den Anmerkungen dazu mitgearbeitet haben. Wie grofs der

[1] Über LISCOWS Verkehr mit PYRA in diesen Jahren und das Urteil des letztern über LISCOW vgl. „*Fortsetzung des Erweises, dafs die Gottschedianische Sekte den Geschmack verderbe.*" Berlin 1744. S. 36 f.

Anteil des letzteren daran gewesen, wird schwer festzustellen sein, ist auch ziemlich gleichgültig.

Wichtiger schon ist seine Beteiligung an einem journalistischen Unternehmen, welches von Rost unter Königs Ägide ins Leben gerufen wurde, um darin den Kampf gegen Gottsched bis aufs Messer fortzusetzen.

Am 26. Januar 1743[1] schreibt der jüngere Hagedorn darüber an seinen Bruder:

„Dafs Walther (der Hofbuchhändler) eine neue Zeitung herausgiebt, die um Weidmann keine Jalousie zu geben, eigentlich keine Zeitung heifsen soll, weifst du vielleicht. Rost, Verfasser des *Vorspiels*, macht gewöhnlich die gelehrten Artikel. Dieses ist heutiges Tages ein leichtes Werk; man durchläuft die Vorrede und die Summarien der Capitel, lobt und schimpft überhaupt in ausgesuchten Worten, und hütet sich, in die Materie zu entriren. Dafs Liscus das *allgemeine juristische Oraculum* durchgestriegelt hat, welches es auch verdient, wird dir bekannt seyn. Ob es aber prudentiae, dafs er sich hier darin menget, pour vouloir être toujours regardé du coté d'auteur, ist eine Frage, die ich nicht ausmache.“

Die Zeitung von der hier die Rede, sind: die *„Drefsdnischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen*[2]“, welche nur ein Jahr bestanden haben; die von Hagedorn erwähnte sehr kurze Rezension Liscows steht im 4. Stück (9. Januar 1743), (das betreffende Buch: *Allgemeines juristisches Oraculum oder des heil. Römisch-Teutschen Reichs Juristen-Facultät etc. etc.*“ war 1742 in Leipzig erschienen;) und ist litterarisch wertlos, wie der besprochene Gegenstand, durch den L. an Rodigast erinnert wird.

Hauptzielscheibe der in diesen Blättern geführten Polemik sind, aufser Gottsched selbst, der unglückliche Übersetzer der

---

[1] *Neue Irene.* 1806. Juni. S. 136.

[2] *Drefsdnische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen. Auf das Jahr 1743. Mit Allergnädigster Königl. Poln. und Churfl. Sächsischer Freyheit.* Drefsden, bey George Conrad Walther, Königl. Hof-Buchhändler. 4⁰. 102 Stücke (vom 2. Januar bis 21. Dezember 1743.) Mit Vorrede und Register. (Exemplar auf d. Kgl. ö. Bibl. zu Dresden. Hist. Sax. G. 142.)

Aeneis, Schwarz, und der Verfasser des *Prinzenraubs*, Triller. Alles was mit Gottsched zusammenhängt, wird mit Hohn und Spott überhäuft, dagegen Bodmer in den Himmel erhoben.

Wie viel Anteil Liscow daran hat, wage ich jetzt noch nicht zu entscheiden, ich möchte aber annehmen, dafs die Zahl der vor ihm verfafsten Artikel eine ziemlich beträchtliche ist; die endgültige Bestimmung darüber, wie viel ihm gehört, mufs bis zu der demnächst zu veranstaltenden kritischen Ausgabe der Schriften Liscows aufgehoben werden.

Nur so viel ist zu sagen, dafs sich Liscows Stil sehr bemerkbar von dem Rosts unterscheidet. Der 25jährige Rost ist übermütiger, frischer, derber. Liscow ist vorsichtig mit der Wahl der Worte, aber durch die Art, wie er seine Argumente gruppiert, dem Gegner viel gefährlicher. Hier und da zeigen sich Spuren einer Verbitterung, die ihm in früheren Jahren nicht eigen.

Letztere tritt besonders in einem Aufsatz über Reinbecks *„Nachgelassene kleine Schriften nebst zween Vertheidigungsschriften und einem dem seeligen Manne gestifteten Ehrengedächtnisse.* Berlin Haude 1743 4°" zu tage, der im 55. Stücke (10. Juli 1743) abgedruckt ist. Es ist da zuweilen ein hämischer Ton angeschlagen, der zu Liscows sonstiger Art nicht pafst, und vor allem bei einer so würdigen Persönlichkeit, wie Reinbeck, nicht am Platze ist. Er stiefs auch damit auf Widerspruch sowohl bei Friedrich von Hagedorn wie bei seinem eignen Bruder:[1]

„Quant à ce que Monsieur Vaeke[2] trouve mal, que j'aye manqué de respect aux cendres du Dr. Reinbeck, je pardonne cette delicatesse à un homme de sa trempe. Mais que Vous et mon frère ayez l'esprit assez de travers pour m'en blâmer, cest ce que je ne saurois digerer."

Milde und freundlich ist dagegen sein Urteil über Johann Elias Schlegel[3], bei Gelegenheit der Besprechung des vierten Teils

---

[1] Vgl. *Neue Irene.* 1806. April. S. 285. Liscow an Hagedorn vom 15. XI. 43. Die Jahreszahl 42 in der „*Neuen Irene*" ist offenbar Druckfehler.

[2] Vermutlich verdruckt für Vake oder Vacke. Vgl. *Hamb. Schriftstellerlexikon.* VII. S. 476.

[3] Vgl. Hagedorn *Poetische Werke* ed. Eschenburg. V. S. 292.

von Gottscheds *„Deutscher Schaubühne“* (im 44. Stücke der *„Dr. Nachrichten“* vom 1. Juni 1743): *„Der Hermann“* macht seinem Verfasser Ehre, und wird ihm noch rühmlicher seyn, wenn er sich einmal mit dessen Ausputze beschäfftiget. Wir zweifeln nicht, daſs er die Regeln eines Trauerspiels vollkommen versteht, und also hoffen wir, er wird sich noch selbst einmal Zeit nehmen, die erhabene Schreibart noch etwas mehr mit einer so schönen Erfindung zu verbinden.“ Von dem in demselben Bande befindlichen Lustspiel Schlegels *„Der geschäftige Müſsiggänger“*, meint er, der Beifall, den ihm Gottsched in der Vorrede spende, sei richtig „wenn er nur nicht so groſs wäre.“ „Denn wir können uns nicht einbilden, daſs er dem Hrn. Verfasser . . . einen Gefallen thut, wenn er ihn mit den beiden Corneillen und dem Shakespear vergleicht. Er hätte ihm ja das verdiente Lob ohne eine so stolze Vergleichung geben können, und würde dadurch den Fehler vermieden haben, den er schon mehrmals begangen, wenn er zum Beyspiel die Frau Neuberinn mit allen geschickten Schauspielerinnen Frankreichs und Engelands auf die Wagschale legt, und sie wirklich erniedriget, indem er sie erheben will. Das Stück ist sonst ganz artig und lebhaft.“

Bei dem hohen Grad von Besonnenheit und Takt, der sich in diesem Urteil ausspricht, ist doppelt zu bedauern, daſs Liscow erst so spät sich der litterarischen Kritik zugewandt, und daſs diese Thätigkeit ein so jähes Ende genommen. Mit dem Schluſs des Jahres 1743 gehen die *„Dresdnischen Nachrichten“* ein, und von da ab ist auch Liscow für die deutsche Litteratur tot.[1]

Der Grund für dies Verstummen ist wohl hauptsächlich in den Dresdener Verhältnissen zu suchen.

In der Vorrede zu den *„Dresdner Nachrichten“* wird es zwar so dargestellt, als habe man die Zeitung ganz aus freien Stücken eingehen lassen. „Es hat uns gefallen dieselben nicht länger als ein Jahr fortzusetzen“, es sei „für eine Wochenschrift nichts

[1] Ob er an der 1752 von Herold veranstalteten Molièreübersetzung sich beteiligt hat, von der sein Bruder in einem (bei Helbig S. 61 f. abgedruckten) Briefe vom 12. II. 49 spricht, ist zweifelhaft. Ich selbst habe die Ausgabe nicht in Händen gehabt.

zuträglicheres, als wenn dieselbe zu gehöriger Zeit wieder abtrete.“ u. s. w.

Aber mit dem freien Willen hatte es seine eigene Bewandtnis. Rost spricht sich darüber ganz offen aus in einem Briefe an Bodmer vom 4. Dezember 1743.[1] Nach dem Erscheinen des „*Vorspiels*“ sei ein Sturm losgebrochen. Gottscheds einflufsreiche Gönner intriguierten wider ihn, man heifse ihn einen unruhigen Kopf, und kaum sei er der Gefangenschaft und Inquisition von seiten des Oberkonsistoriums entgangen. Man zöge sich von ihm zurück: „Und dieses thun meine ehemaligen Freunde und vermeynten Gönner, deren Namen ich dem Papier zu vertrauen Bedenken trage“, „die mich zu diesem Gedichte antrieben und so zu reden nöthigten, suchen mich nunmehr zu vermeiden, anstatt dass sie mir Proben ihrer Freundschaft geben sollten . . . . . Herr Liskow ist mein sehr guter Freund, aber noch nicht mächtig genug mir zu dienen.“

In Wahrheit verhielt sich die Sache so, dafs auch Liscow sehr vorsichtig sein mufste, wollte er nicht den kaum gewonnenen Boden wieder unter den Füfsen verlieren. Seine Lage war wenig beneidenswert. Die 40 hatte er bereits überschritten, und noch immer war es ihm nicht gelungen, sich eine Stellung zu erringen, die seinen Kenntnissen und seiner Begabung angemessen gewesen wäre. Die schriftstellerische Karriere, wozu er vielleicht die meiste Neigung hatte, und worin er jedenfalls bisher die gröfsten Erfolge errungen, konnte ihm kein sicheres Einkommen bieten, und war zudem bei seinen Neigungen an einem Orte wie Dresden keineswegs ungefährlich. Als er 1741 sein Amt in Dresden antrat, hatte ihn Christian Ludwig von Hagedorn,[2] der allerdings das Urbild eines vorsichtigen Diplomaten ist, ausdrücklich warnen lassen, denen nicht zu trauen, „die seinem satyrischen Talente räuchern wollten.“

---

[1] *Literarische Pamphlete aus der Schweiz nebst Briefen an Bodmer.* Zürich. 1781. S. 67.

[2] In einem aus Mainz 1741 datierten Briefe an Friedrich von H. *Neue Irene.* 1806. Juni. S. 137 ff.

„Ich bin zu schwach“, hatte er an seinen Bruder Friedrich geschrieben, „ihn zu bekehren, obwohl ich glaube, dafs er hohe Ursache hat, Gott zu danken und das Cassandriren[1] zu verfluchen. Wofern er aber seine Freydenkerei in Dresden nicht einstellet, und aus der Kirchenhistorie Weisheit zu pflegen meint, so wird er, wenn man dahinter kommt, sich ärger schaden, als er wohl glaubt. Die bienséances wollen observirt seyn, und von hundert denkt nicht einer wie er; von 99, die verstummen, wird er hernach verabscheuet. Hierüber hilft kein Räsonniren. Ich rede, wie es in der Welt hergehet; zumal an einem Hofe, wo die Gebrechen eines Fremden eher, als eines Einheimischen, betrachtet werden. Ich rathe ihm also, ehrbarlich in die Kirche zu gehen, ohne deshalb zu heucheln, und dem Dr. Marperger meine Veneration zu überbringen.“

Dafs der Freund diesesmal nicht zu schwarz gesehen, dafs er wirklich in eine Lage hineingeraten, in welcher ihm jede freie Meinungsäufserung die ganze mühsam errungene Existenz kosten konnte, hat sein späteres Schicksal bestätigt.

Er selbst ward es sehr bald inne, dafs er um den Preis einer nicht einmal sicheren Lebensstellung seine Freiheit verkauft habe. Daher jene Verbitterung, die in dieser Zeit zum erstenmal bei ihm durchbricht.

Wie unglücklich er sich fühlte, spricht er erschütternd in einem Briefe an Friedrich von Hagedorn vom 15. Nov. 1743 aus:[2]

„Qui vous a dit, que quelque mécontent, que je puisse être, je ferai des demarches dont les suites pourroient être dangereuses? Croyez-moi, mon cher Monsieur, il n'y a que Mr. votre frère à qui je m'ouvre sur des affaires de cette nature. Si vous croyez que la fortune est chienne à mon égard, et que je suis en de mauvaises mains, et sous une tutele indigne, vous aurez aussi la bonté de me permettre que je ne sois pas trop content de mon sort, et du train ou je me trouve, et qui vous paroit si excellent. Je sais

---

[1] Vgl. Boileau. Sat. I. v. 1. (remarque).

[2] *Neue Irene.* 1806. April. S. 277. Die Stelle ist offenbar aus demselben Briefe, aus welchem bereits oben (S. 138) die Äufserung über Reinbeck mitgeteilt ist. Auch hier ist die Jahreszahl geändert.

un peu ce qu'il en est; et si j'avois l'avantage de vous parler, je vous dirois des choses que je ne saurois vous écrire. Quoi qu'il en puisse être, je ne me perdrai ni par mon impatience, ni par aucune demarche dangereuse. Je puis vivre, et vous vous trompez, si vous croyez que j'aye ici des créanciers incommodes. Mai je ne puis pas vivre comme je devrois le faire. Voilà ce qui me désole."

In den litterarischen Streit mit GOTTSCHED war er nicht aus freien Stücken eingetreten, er war nur das Werkzeug gewesen in der Hand KÖNIGS.

Am 14. März 1744 starb dieser ganz plötzlich; und an dem Tage war auch LISCOWS litterarische Laufbahn beendet. „Wer übernimmt jetzo das Commando der Armée ctra GOTTSCHED?" schreibt auf die Nachricht vom Tode LUDWIG VON HAGEDORN an seinen Bruder[1]; ein weiterer Beweis, wie sehr KÖNIG als die treibende Kraft im Lager der „deutschen Schweizer" bis dahin gegolten.

Einen Monat darauf am 25. April berichtet ROST an BODMER:[1] „Herr LISCOW scheint beinahe seinen Kiel gestampft zu haben."

Und im Oktober (12.) des Jahres berichtet derselbe ROST: „In den *hällischen Bemühungen*, welche in Leipzig verfertiget werden, hat man LISCOWEN sein Testament machen lassen. Allein aufser dafs der Einfall alt ist, und von PHILIPPIS Tode hergenommen zu sein scheinet, so hat man denselben noch so mager als es möglich gewesen, ausgeführt. Unser LISCOW ist indessen ein grofsmütiger Löwe. Nur fürchte ich, er werde endlich schläfrig werden, denn er ist gar zu gelassen."

Allmählich wird es auch still über ihn, und am Ende des Jahrhunderts hat BODMER („*Untergang der berühmten Namen*") recht, wenn er des alten Kampfgenossen, wie eines Verschollenen und Vergefsenen wehmütig gedenkt:

„Wie PHILIPPI dahin ist, so bist du dahin mit PHILIPPI!"[4]

---

[1] U. Br. Frankfurt 29. III. 44. (LAPPENBERGS Sammlung.)
[2] STÄUDLIN. *Briefe berühmter und edler Deutschen an Bodmer.* 1794. S. 8.
[3] STÄUDLIN. S. 10.
[4] *Literarische Pamphlete aus der Schweiz.* S. 174.

Anhang.

I.

Zum Streite mit Sivers.

a. Sivers Avertissement.[1]

Es ist ein gewisser Gelehrter hieselbst gesonnen, gegen künftige Ostermesse ein Werk unter dem Titel: *Das itzt-lebende Gelehrte Lübeck*, im WILLERschen Verlag und Druck ans Licht zu stellen, und darinnen der gelehrten Welt, insbesondere denen Liebhabern der Historiae Literariae, eine kurtze, doch umständliche Nachricht von denen hiesigen Gelehrten zu geben. Wenn er nun hiezu viele Nachrichten nöthig hat, so wird ein jeder Gelehrter, der in dieser Stadt entweder ein öffentliches Ehrenamt bedienet, oder sonst, als ein Privatus, lebet, freundlich ersuchet, innerhalb 14 Tagen a dato an zu rechnen, seine kurtze nach folgenden punctis eingerichtete Lebensbeschreibung zur Abholung fertig zu halten, damit dieses sehr nützliche Werk, das zum Ruhm unsers lieben Vaterlandes gereichet, gegen bewuste Zeit fertig werde.

Derjenige aber, der diesem Petito geneigt folget, bringet ohnmafsgeblich zu Papier:

I. Seinen ganzen Namen, den Ort und die Zeit seiner Geburt, imgleichen seine Eltern, wenn er es für gut befindet.

II. Die Schule oder das Gymnasium, wo er frequentirt.

III. Die Akademien, wo er studiret, imgleichen die Specimina, die er daselbst abgelegt, ferner, wenn er promoviret, seinen Promotorem und den Titel der Inaugural-Disputation.

IV. Seine Reisen.

V. Sein Amt, und was er für Ämter bereits verwaltet.

VI. Seine Schriften.

NB. Diejenigen Puncte, die einer nicht in seinem Lebenslaufe findet*, kann er nach Belieben fürbey gehen, und nur dasjenige communiciren, was ihm gefällt. Die Ordnung wird nach dem Alphabet eingerichtet werden, welche die beste in dergleichen Schriften ist.

Lübeck, den 28. December 1730.

* Dieser oder jener hat nicht gereiset, promovirt, disputirt, geschrieben, etc. und ist darum doch ein Gelehrter und ruhmwürdiger Mann.

---

[1] Abgedruckt aus den *Papieren des Kleeblatts*. Meldorf und Leipzig 1787. S. 238 ff. Vgl. oben S. 40.

b. Liscows angebliche Parodie.

Avertissement.

Demnach man gesonnen, zum Besten der gelehrten Welt, derer Liebhaber der Handlung, und der Historie der Künstler und Handwerker, eine umständliche Nachricht von allen in Lübeck jetzt-lebenden Handelsleuten, Künstlern, und Handwerkern per Subscriptiones gegen künftige Ostermesse durch öffentlichen Druck ans Licht zu stellen, und hiezu viele Nachrichten nöthig sind; So wird ein jeder von denen H. Hrn. Kaufleuten und Künstlern, auch alle und jede Meistere der löblichen vier grofsen und aller kleinen Handwerker, wie auch die Herren Studiosi Pharmaceutices und Chirurgiae hiedurch freundlich ersuchet, innerhalb 14 Tagen a dato an zu rechnen, ihre kurtze, nach folgenden Punctis eingerichtete Lebensbeschreibung zur Abholung fertig zu halten, damit dieses sehr nützliche Werk, das zum Ruhm unsers lieben Vaterlandes gereicht, gegen bewufste Zeit fertig werde. Derjenige aber, der diesem Petito geneigt folget, bringet oder lässet, wo er etwa nicht schreiben kann, zu Papier bringen

I. Seinen ganzen Namen, den Ort, das Jahr, den Tag, die Stunde und Minute seiner Geburt, ja weil man das Werk gerne vollständig sähe, so wird ein jeder, dem es möglich, auch zu bemerken belieben, in was für einem Planeten er gebohren.

II. Den Namen seiner Eltern und Grofseltern, wenn Er es für gut befindet.

III. Wo, und von Wem Er das A. B. C. schreiben, rechnen und Catechismum gelernet; Auch ob er vor diesen in die lateinische Schule gegangen, und wie weit Er gekommen; ob er auch Musa gelernt, und was dergleichen Umstände, die man eines jeden Discretion überlässet, mehr sind.

IV. Wo, und wie lange, auch bey wem Er in der Lehr gestanden.

V. Wann, und von was für Alter-Leuten seines Handwerks Er ausgeschrieben, und was dabey vor Ceremonien vorgenommen worden.

NB. Dieses geht allein die Handwerksleute an.

VI. Wo Er conditionirt, oder, vor Gesell gearbeitet, und die Namen seiner Herren und Frauen, Meister und Meisterinnen.

VII. Ob und durch was vor Länder Er gereiset, oder gewandert, und was ihm Zeit seiner Wallfahrt sonderliches begegnet.

NB. Die Hrn. Kaufleute, die etwa zur See gereiset, werden ersuchet, die Stürme und die Gefahren, so sie ausgestanden, fein beweglich zu beschreiben; und die Handwerksleute werden so gut seyn, und merken die Wahrzeichen der Städte an, durch welche sie gereiset, oder in welchen sie sich aufgehalten, weil man nicht zweifelt, dafs dieses sehr anmuthig zu lesen seyn wird; Diejenigen, so in einem geschenkten Handwerke sind, belieben der curieusen Welt die gewöhnlichen Grüfse, und die Antworten darauf, mitzutheilen.

VIII. Was seine Handlung sey, und wohin Er handle, wann er sich zu wohnen gesetzet, und seine eigene Haushaltung angefangen, und eine Frau genommen.

IX. Wann Er Meister geworden, und auf was Art, wie viel es ihm gekostet, was er vor Speise auf seinem Schmause gehabt, und wie es sonst darauf hergegangen, worin sein Meisterstück bestanden und was man ihm daran getadelt.

NB. Diejenigen Puncte, die Einer nicht in seinem Lebenslauf findet*, kann er nach Belieben vorbey gehen, und nur dasjenige communiciren, was ihm gefällt.

NB. NB. Man findet vor nöthig, in Ansehung derer Hrn. Studiosorum Pharmaceutices et Chirurgiae nachfolgendes zu erinnern.

Es möchten diese Herren vielleicht mehr Lust haben, bey den andern Herren Studiosis in dem *jetzt-lebenden Gelehrten Lübeck,* so ein gewisser Gelehrter daselbst ans Licht zu stellen gesonnen, ihren Platz zu haben, als unter lauter ungelehrten Leuten. Die noble Ambition, die sie zu allen Zeiten von sich blicken lassen, lässet uns dieses vermuthen. Allein man giebt Ihnen hiemit zuverlässige Nachricht, dafs der gewisse Gelehrte in dem *Gelehrten Lübeck* Ihnen nicht den geringsten Platz zu geben willens; wir hingegen erbieten uns, Sie standesmäfsig nach denen Hrn. Kaufleuten und ihren Herren oder Principalen zu rangiren. Jedoch alles nach ihrem Belieben, damit nicht übelwollende denken möchten, wir suchten durch dies Anerbieten dem gewissen Gelehrten, der das *jetzt-lebende Gelehrte Lübeck* ans Licht zu stellen gesonnen, die Leute abzuspannen, abzudringen, oder abwendig zu machen. Ach nein! dieses ist unsere Absicht nicht, ob es zwar sonst heifst: Figulus figulum odit.

NB. NB. NB. Wenn dieses Werkgen, welches ohngefähr 2 mäfsige Folianten ausmachen möchte, von dem Publico geneigt wird aufgenommen werden (woran man denn nicht zweifelt), so verspricht der Verleger künftiges Jahr, das *jetzt-lebende kriegerische Lübeck* ans Licht zu stellen, in welchem aufser den Lebensbeschreibungen der Herren Officiers auch von denen Fatis aller Unterofficiers und Gemeinen, umständliche Nachricht soll gegeben werden. Es dürfte aber dieses Werk etwas kostbar werden, weil man gewillet, um es vollkommen zu machen, die ganze Milice bis auf den Pfeiffer und Trommelschläger in Kupfer stechen zu lassen, welches ungemein schön stehen wird.

Lübeck, den 11. Jannuarii 1731.

* Dieser oder jener hat nicht gereiset, keinen Sturm ausgestanden, keine Frau genommen, etc. und ist darum doch ein geschickter und ruhmwürdiger Mann.

II.

Briefe von Joachim Friedrich Liscow an Gottsched.

1.

HochEdler, Hochgelehrter, Hochzuehrender Herr Professor!

Vornehmer Gönner.

Das Vergnügen, welches mir die Ehre dero geneigten Zuschrifft gegeben, ist in der That nur desto gröſser gewesen, je unverhoffter mir dieselbe wiederfahren. Ich bin Ew. HochEdlen ungemein davor verbunden. Es ist lange, daſs ich in Ew. HochEdlen Bekandschafft zu stehen gewünschet, und wenn ich nicht überzeugt gewesen, wie wenig geschickt ich sey, eine Bekandschafft dieser Art zu unterhalten, so würde ich weniger blöde gewesen seyn, Ew. HochEdlen dieselbe anzutragen.

Das Geschicke bedient sich offt gar besonderer Mittel unsere Wünsche zu vergnügen. Mir hat der gröſste Narr unserer Zeit den Weg zu Ew. HochEdlen längst gewünschten Freundschafft bahnen müssen. Die vor Ew. HochEdlen Verdienste jederzeit gehegte Hochachtung machte mir denselben an sich zuvor verhasset; doch der daraus auff mich flieſsende Vortheil, mindert den Verdruſs, und dieses um desto eher, je gewisser ich versichert bin, daſs alles was hiebey zum Nachtheil Ew. HochEdlen abgezielet gewesen, ohne Wirckung seyn, und auff den Elenden, der es Ew. HochEdlen zugedacht, selbst zurückfallen muſs.

Ich werde nicht nöthig haben Ew. HochEdlen, itzo erst die Versicherung zu thun, daſs ich das Verfahren des Hrn. Philippi gegen Ew. HochEdlen äuſserst verabscheue. Ich habe es öffentlich gethan, und als ein ehrlicher Mensch thun müssen; und wolte Gott! daſs ich der guten Meinung, welche Ew. HochEdlen von meiner Fähigkeit zu haben geneigt zu sagen beliebet, so würdig wäre, als ich der Unschuld Ew. HochEdlen überführet bin! Wenigstens verspreche ich Ew. HochEdlen, keine Gelegenheit zu versäumen, dieselbe nach Vermögen darzuthun. Die gegebne Nachricht von dem Quell des Hasses, dieses unsinnigen Redners gegen Ew. HochEdlen, soll dazu nicht wenig beytragen. Alles aber was ich meinen jetzigen Umständen nach hiebey zu thun fähig bin, will nach meinem Sinn lange nicht genug seyn, eine solche Boſsheit zu bestraffen. Was ist aber zu thun? Solten Ew.

HochEdlen auff eine ernsthaffte Art sich in Schrifften mit einem Pasquillanten einlassen? Beyleibe nicht. Das wäre zu viel Ehre vor einen so niederträchtigen Menschen. Besser wäre es, ihn gerichtlich zu verfolgen. Aber auch dies ist zu weitläufftig, zu kostbar, und er hat noch zu viel Wege sich auff die Art zu retten. Ich gestehe, daſs ich in diesem Falle kein Rathgeber zu seyn geschickt bin, ob ich gleich das gröſste Verlangen von der Welt habe, diesen Frevler recht nach Würden abgestrafft zu sehen. Doch ich bekümmere mich auch um Dinge, die ohne meinen Rath schon zu Stande kommen werden. Ew. HochEdlen werden als ein weiser Mann, die Läster-Worte eines Thoren, schon zu überhören oder, wenn sie es nöthig finden, nachdrücklich genug zu beantworten wissen. Ich versichere indessen, daſs, wie ich an den (!) Verdruſs, welchen Ew. HochEdlen nothwendig aus diesen(!) Handel empfinden müssen, wahrhafftig theil genommen, ich hinkünfftig auch mir das gröſseste Vergnügen von der Welt machen werde, in fröhlichen Fällen, daſs ich so reden mag, Proben meiner wahren Ergebenheit zu geben. Wenn es Ew. HochEdlen gefiele, dero, mir so schätzbare Freundschafft durch einen Briefwechsel, so viel es dero Geschäffte leyden, zu unterhalten, so würde es vor ein Glück achten: und dafern sonst Ew. HochEdlen einige Aufsätze oder Nachrichten der Welt bekand gemacht wissen wolten, so biete mit aller Ergebenheit dazu den Raum in den Zeitungen und schwere Ew. HochEdlen in allen Stücken die auffrichtigste Verschwiegenheit. Der ich hiemit unter nochmahliger Versicherung aller ersinnlichen Ergebenheit und Dienstbegierde, alstets beharre

Ew. HochEdlen etc.

Der Verfasser des Hamb. Corresp. Gelehrten Artik.

Hamburg, d. 9ten Julii 1733.

(Am Rande:) Die in Eile schlecht gerathene Schreibart bitte zu entschuldigen.

2.

HochEdler, Hochgelehrter, Hochzuehrender Herr Professor!

Vornehmer Gönner.

Es ist mir Ew. HochEdlen geneigte Zuschrifft vom 23. October nebst dem Exemplar der Iphigenie erst geliefert worden, da ich schon dieser vortrefflichen Übersetzung in der Zeitung erwehnet hatte.[1] Ich bin Ew. HochEdlen vor dieses angenehme Geschencke unendlich verbunden, und bitte beygehende Schrifften, welche ich dero Befehl gemäſs übersende, als ein Merkmahl meiner Erkenntlichkeit gütigst anzusehen. Der Verfasser dieser Facetiarum ist ohne Zweifel Ew. HochEdlen längst nicht mehr unbekand.

Es wird daher ohnnöthig seyn, ein Geheimniſs aus einer Sache ferner zu machen, die es nicht mehr ist, insonderheit gegen Ew. HochEdlen, von deren

[1] *Hamburg. Corresp.* 4. Nov. 1733. No. 176.

edlem Gemüthe ich versichert bin, dafs sie es nicht zum Nachtheil meines Bruders öffentlich werden bekandmachen. Dieser eben ist es, der bifshero mit denen Hr. Philippi und Sievers sich nicht sowohl, als einigen andern guten Freunden eine Lust zu machen gesucht. Er lebt in Lübeck in dem Hause des Hrn. Dom-Dechanten v. Thienen, welcher ihm die Aufsicht über seine beyde Stief-Söhne die jungen Herren v. Brömbsen seit einigen Jahren zu gönnen beliebet. Ew. HochEdlen können glauben, dafs er nichts höher achtet, als die Versicherung, dafs seine Einfälle, die er selbst vor sehr schlecht hält, Ew. HochEdlen nicht gar mifsfallen. Ich habe mir die Freyheit genommen, Ew. HochEdlen an mich abgelassenes ihm zuzusenden, worauf er mir befohlen, Ew. HochEdlen seiner Ergebenheit zu versichern, und dafs er sich der Ehre, welche die deutsche Gesellschafft ihm zu erweisen gedencke, gar unwehrt achte. Es ist die Güte Ew. HochEdlen so weit gegangen, dafs dieselbe auch mir eine Hoffnung zu gleichem Glücke machen wollen. Ich würde meinen Empfindungen wiedersprechen, wenn ich läugnete, dafs mir dieses angenehm gewesen. Allein dem ohngeachtet, mache ich sowohl, als mein Bruder, mir ein Gewissen Ew. HochEdlen zu verhehlen, dafs diese berühmte Gesellschafft sich von beyden wenig Vortheil dürffte zu versprechen haben, indem wir theils aus Unvermögen, theils nach den itzigen Umständen zu ihrer ferneren Aufnahme etwas beyzutragen uns nicht im Stande befinden. Ew. HochEdlen thun uns unrecht, wenn Sie dieses Bekenntnifs als eine verstellte Weigerung ansehen. Der Wehrt der angebotenen Ehre läfst gar keine Weigerung zu. Allein unsere Ehrlichkeit vergönnet auch nicht, dieselbe anzunehmen, ohne dafs wir vorher sagen, die Gesellschafft lauffe Gefahr sich mit ein Paar unnützen Gliedern beschweret zu sehen. Ew. HochEdlen, deren Pflicht es ist dieses zu verhüten, können versichert seyn, dafs unsere Hochachtung gegen dieselbe gleich grofs bleiben werde, wenn Sie gleich durch diese aufrichtige Vorstellung den Entschlufs fassen solten Ihr Gewissen nicht zu beflecken. Von den Recensionen der beygehenden Stücke habe ich keine einzige gemacht. Die Ursache davon können Ew. HochEdlen leicht errathen. Diejenige geschickte poetische Feder, von welcher man einige Stücke nach dem Geschmack des Hrn. Fontaine hat, ist so gütig gewesen, dieses zu verrichten. Die Fortsetzung der Neufränckischen Zeitungen wünsche ich in der That sehr. Wie ich das erste Stück davon recensirte, waren mir die Umstände davon unbekand, und sind es auch geblieben, bis Ew. HochEdlen mir Licht zu geben beliebet, doch kan ich nicht läugnen, dafs ich Ew. HochEdlen vor deren Verfasser gehalten. Die Wahl der Artickel, die ich aus dem ersten Stücke anführte, kan ich wohl nicht zufällig nennen, weil ich nahm was mir am besten gefiel. Wären sie von Ew. HochEdlen, so würde ich in der That anfangen, von mir selbst zu glauben, dafs ich einigermafsen schmecken könne, was unter den Guten das Beste sey. Sollte es nicht seyn, so wird es mir zur Erinnerung seyn, den Gebrauch der moralischen Zungen-Bürste noch nicht auffzugeben. Der Hr. Licentiat le Févre ist Ew. HochEdlen vielleicht bekand. Dieser ehrliche Mann, wie er vor einem Jahre schon es dahin gebracht, dafs die teutsche Gesellschafft in Jena, deren Mitglied er ist, meinen Bruder aufgenommen, so hat er mir jüngst zur Nachricht gegeben, dafs ich ehestens ein gleiches zu erwarten hätte. Ich mufs Ew. HochEdlen dieses entdecken. Vielleicht leiden es die Gesetze beyder Ge-

sellschafften nicht, dafs einer ein Deutscher und Teutscher Socius zugleich seyn könne. Und ist dieses, so sind Ew.HochEdlen hierdurch völlig aufser Gefahr gesetzet, und brauchen nicht, wie sonst möchte geschehen seyn, zu überlegen, ob Sie in diesem Fall nach Gunst oder nach Billigkeit und Recht verfahren wolten. Der neuen Übersetzung des Swiftischen Peri Bathos sehe ich begierig entgegen, weil ich sie nicht weniger wohl gerathen zu seyn glaube als des Hrn. Wolfens, und weil sie mit Exempeln, die dieser noch fehlen, versehen seyn wird. Übrigens wird mir nichts angenehmer seyn, als öffters von Ew. HochEdlen einige Zeilen zu lesen. Ich würde bitten, dafs Sie dieselben mit einigen Aufsätzen, die dem gelehrten Artickel meiner Zeitung, eine Zierde geben könnten, begleiten mögten, wenn ich nicht wüfste, dafs dero Beschäfftigungen wichtiger sind, als dafs sie Ihnen Zeit liefsen an Kleinigkeiten zu gedencken. Wie der Vortheil von unserem Briefwechsel blofs auff meiner Seite ist, so bitte auch die Kosten davon mir allein zu lassen, und wenn Ew. HochEdlen mit der Post zu schreiben belieben solten, die Briefe nicht frey zu machen. Der ich bin mit aller Hochachtung etc.

J. F. Liscow.

Hamburg, d. 13. Nov. 1733.

3.

HochEdler, Hochgelehrter, Hochzuehrender Herr Professor!
Vornehmer Gönner.

Ich würde Ew. HochEdlen mit meiner Zuschrifft beschwerlich gefallen seyn, wenn ich auch gleich nicht, wie es itzo geschehen, dero geehrtes vom 5 Martii als eine Antwort auf mein Letzteres erhalten hätte. Die Freude, welche ich empfinde, da Ew. HochEdlen die Würde eines ordentlichen Lehrers der Methaphysick und Logick erhalten, ist viel zu grofs, als dafs ich dieselbe unentdecket lassen könte.

Die Verdienste Ew. HochEdlen, welche mich zum Verehrer gehabt, ehe ich noch die Hoffnung haben können, Ew. HochEdlen jemahlen bekand zu werden, sind freylich so beschaffen, dafs Glück und Stand allzeit kleiner und geringer als dieselben bleiben werden: indessen da die erlangte neue Ehren Stelle doch einigermafsen dero Werth belohnet, so giebt sie mir auch die billigste Ursache vergnügt zu seyn, und Ew. HochEdlen zu bezeugen, wieviel Theil ich an dero Wohlergehen nehme. Ich lege daher in gegenwärtigen meinen aufrichtigen Glückwunsch zu dero neuer Würde ab. Die Poesie und Beredsamkeit ist Ew. HochEdlen den Flor, in welchem sie itzo stehet, einzig und allein schuldig. Die Metaphysic und Vernunfft-Lehre verspricht sich von Ew. HochEdlen gleiche Vortheile. Es haben Ew. HochEdlen in dero bey Antritt des neuen Amtes gehaltenen Rede, vor deren Übersendung und andrer netten Gedichten, insonder-

heit des zärtlichen Schäfer Gedichts, ich verbunden bin, hiezu einen glücklichen Anfang gemacht und ich sehe denen in Zukunfft von Ew. HochEdlen zu erwartenden Verrichtungen begierig entgegen. Die Schmeicheley hat an dem, was ich bishero von dero so vortrefflichen Arbeiten rühmliches gesaget, nicht den geringsten Antheil gehabt. Ich finde auch nicht Ursache künfftig die Sprache zu ändern. Alle Welt ist mit mir einer Meinung. Könnten Ew. HochEdlen mir beweisen, dafs es unerlaubt von seinen Freunden die Wahrheit zu sagen, so würde ich zwar stille seyn, allein deswegen nicht aufhören, Ew. HochEdlen zu bewundern und zu ehren.

Die geneigten Gedancken, welche Ew. HochEdlen von meinem Bruder und mir zu hegen bezeugen, so beschämt sie uns auch machen, wenn wir die wahre Beschaffenheit unserer Kräffte gegen dieselbe halten, so werden sie uns doch zur Aufmunterung dienen, um Erlangung derjenigen Eigenschafften uns zu bemühen, deren Mangel uns noch dieser guten Meynung unwürdig macht, und sobald wir nur spüren, dafs wir in dieser Bemühung glücklich gewesen, so bald werden wir uns auch, zu Mittgliedern der Deutschen Gesellschafft anzubieten nicht uns ferner abhalten lassen. Dafern sonst Ew. HochEdlen ein gewisser Aufsatz, den man mir zugesand, um selbigem einen Platz in den Neufränkischen Zeitungen zu erbitten, solte eingereicht worden seyn, so will gehorsamst ersucht haben, denselben nach aller nöthigen und beliebigen Änderung, wie es seyn kan, einrücken zu lassen. Er hat den Zufall da M. Sievers in Lübeck, unter der Predigt die Cantzel in der St. Jacobs-Kirche daselbst mit einer natürlichen Feuchtigkeit zu beflecken das Unglück gehabt, zum Grunde. Man hat sich darüber in Lübeck lustig genug gemacht. Ich weifs nicht, ob die Verse, die ich an Mr. Claudern davon übersand, Ew. HochEdlen zu Gesichte mögen gekommen seyn; so viel aber weifs ich, dafs es dem Hr. Le Févre gar angenehm seyn würde, die Recension in gedachten Blättern zu lesen. H. Sievers wird, nachdem ihm dieser Zufall begegnet, die Hand vom Pflug ziehen und nach Copenhagen gehen, unter dem Herren Detharding die Medicin zu studiren. Beygehende nagelneue Opera, die hier vor den Fasten elend genug, wie die Beschaffenheit des hiesigen Opern-Wesens es mit sich bringet, aufgeführet worden, mag sehen, ob man sie der Ehre einer Beurtheilung würdig halten wird oder nicht. Ich weifs zwar, dafs Ew. HochEdlen Zeit hiezu viel zu kostbar. Allein es nimmt sich vielleicht doch noch wohl ein anderer geschickter Mann, davon Leipzig vor allen Städten Deutschlands keinen Mangel hat, die Mühe ihre Beschaffenheit zu untersuchen, dafern man auch die critischen Beyträge damit nicht beflecken wollte, so dächte ich doch, dafs sie zu einem nicht weniger lustigen als lehrreichen Aufsatze in den Neufränkischen Zeitungen Anlafs und Stoff geben könte. Ich bitte die Dreistigkeit meines Begehrens und die Länge meines Briefes geneigt zu entschuldigen und beharre mit aller gebührenden Hochachtung und Ergebenheit etc.

Liscow.

Hamburg, den 10. April 1734.

4.

HochEdler, Hochgelehrter Hochzuehrender Herr Professor!

Vornehmer Gönner.

Die gute Meynung, welche Ew. HochEdlen, von mir zu hegen in dero letztern bezeugen, müste ich Ew. HochEdlen zu nehmen suchen, wenn ich nach Gewissen handeln wolte: Allein die Zufriedenheit, welche ich empfinde, auch ohne all mein Verdienst und Würdigkeit in dero Gunst zu stehen, verführet mich so weit, dafs ich mit Hintansetzung der Aufrichtigkeit Ew. HochEdlen in den (!) mir so vortheilhafften Irrthum lassen mufs.

Ich will nur mit gegenwärtigem Ew. HochEdlen meinen ergebensten Danck für die gehabte Bemühungen wegen des Aufsatzes in den Neufränkischen Zeitungen und für die Ihrem letzteren beygelegte Schrifft abstatten.

Ich habe derselben in beyliegendem Blatte Erwähnung gethan[1], und Ew. HochEdlen können denken, wie angenehm mir dieses Geschenke müsse gewesen seyn, da ich dadurch Gelegenheit erhalten, den unverschämten Stümper Philippi im Anfange der Recension seiner Mifsgebuhrt vortrefflich zu characterisiren. Der Mensch mufs würcklich im Kopfe verrückt seyn. Wie wäre es sonst möglich, solch Zeug zu schreiben, und ans Licht zu stellen. Ich würde die Mad. v. Ziegler bedauern, dafs ihr Nahme einer so nichtswürdigen Schrifft vorgedruckt worden, wenn ich nicht wüste, dafs bei der klugen Welt dieses Verfahren eines unbesonnenen derselben gar nicht nachtheilig seyn könne, und überzeugt wäre, dafs Sie viel zu vernünfftig, als dafs Sie sich über einen Zufall ärgern werde, den sie weder vorher sehen noch hindern können. Ich habe freylich itzo das Kalb ins Auge geschlagen. Allein ich frage nichts darnach, und will gar nicht mehr mit ihm verblühmt werden.

Den Aufsatz gegen Heumann würde ich nicht ermangelt haben meinen Blättern einrücken zu lassen, wenn er nicht für den Raum, der zu gelehrten Sachen gewidmet ist, zu lang gewesen wäre.

Ew. HochEdlen werden ihn in beyliegenden Stücke der Nieder-Sächsischen Nachrichten indessen finden, deren voriger Verfasser H. Leissner sowohl als der jetzige H. Holtzbecher sich Ew. HochEdlen durch mich gehorsamst empfehlen lassen. Herr Professor Kohl ist gar zu sehr dem Herrn Heumann zugethan Er hätte ihn vielleicht erst gar nach Göttingen zur Censur gesand, oder nach seiner Phantasie castriret. Ich habe ihn dahero damit zu verschonen vor dienlich gehalten.

Ich wünsche nichts als Gelegenheit zu haben, Ew. HochEdlen in wichtigen Fällen meine Dienstbegierde bezeigen zu können, und bitte mir dazu dero Befehle aus, damit ich recht an den Tag legen könne, mit wie wahrer Hochachtung ich aufrichtig sey Ew. HochEdlen etc.

J. F. Liscow.

Hamburg, d. 26. May 1734.

---

[1] *Hamburg. Corresp.* 1734. 25. Mai. vgl. oben S. 87, Anmerkung 2.

5.

HochEdler, Hochgelehrter, Hochzuehrender Herr Professor.

Vornehmer Gönner.

Ew. HochEdlen geehrtes vom 15ten dieses habe durch H. Richters Einschlufs wohl erhalten. Es ist mir gar empfindlich gewesen, daraus zu ersehen, dafs ich etwas unwahres von der Mad. v. Ziegler der Welt bekand gemacht. Weil ich aber durch fremde Schuld gesündiget und nicht davor kan, dafs demjenigen, der mir die Nachricht gegeben, die Beschaffenheid der Sache nicht besser bekand gewesen; so hoffe ich auch Ew. HochEdlen werden aus diesem Grunde, diesen Fehler, welchen ich sofort nach erhaltener Erinnerung gebessert, bey Ihro Hochwohlgeboren der Frau v. Ziegler zu entschuldigen, und derselben unter Versicherung aller Ehrerbietung zu vermelden die Güte haben, dafs so wenig ich die Unart ihrer Feinde jemahlen gebilliget, so wenig ich selbst auch das geringste zu thun die Absicht gehabt, welches derselben mifsfallen oder sie gar beleidigen könte. Der Brief von Ew. HochEdlen in H. Kistners Couvert an meinen Bruder ist richtig eingelauffen, und ich habe nicht gewust, dafs er Ew. HochEdlen die Antwort noch darauf schuldig, ehe ich nach Erhaltung dero Letzteren solches erfahren. Er wird selbst sein überlanges Stillschweigen entschuldigen, woran wohl nichts schuld, als dafs er sich im Mecklenburgischen lange aufgehalten. Was mich betrifft, so habe für die letztens mir gütigst geschenkte Schrifften Ew. HochEdlen herzlich meine Erkentlichkeit bezeuget in einem Briefe, den ich an einen Studiosum Nahmens Block adressiret. Ich empfehle mich schliefslich Ew. HochEdlen beständigen hohen Wohlwollen und beharre Ew. HochEdlen etc.

J. F. Liscow.

Hamburg, den 19. Jan. 1735.[1]

---

[1] Im Originalbriefe steht allerdings die Jahreszahl 1734. Dies ist jedoch zweifellos ein Schreibfehler, wie die Anspielung auf Frau v. Ziegler beweist. Dieselbe bezieht sich auf die im *Hamburg. Corresp.* vom 22. Dez. 1734 mitgeteilte Nachricht: Frau v. Z. wolle auf ihre Dichterkrönung eine Medaille schlagen lassen, und auf die am 18. Januar 1735 gebrachte Notiz, Frau v. Z. wolle in Wittenberg öffentlich lateinisch disputieren. Die Dementierung beider Nachrichten erfolgte in der Nummer 17 vom 29. Januar 1735, infolge „des Schreibens eines vornehmen Gönners aus Leipzig.“

III.

Christian Ludwig Liscow an Gottsched.[1]

Hoch Edler und hochgelehrter hoch zu ehrender Herr Professor.

Ich habe Ursache, Ew. Hochedl. tausendmahl um Vergebung zu bitten, dafs ich dero geehrtes Schreiben so lange unbeantwortet gelassen. Ich habe dadurch eine Unhöflichkeit begangen, die Ew. hochedl. Recht giebt, sich von mir den schlechtesten Begriff von der Welt zu machen, und die ich mit nichts entschuldigen kan.

Nach einem so aufrichtigen Bekenntnifs, hoffe ich, Ew. Hochedl. werden die Güte haben, mir meinen Fehler zu verzeihen. Ich verspreche mir dieses um so viel gewisser, je deutlicher die Proben sind, die Ew. Hochedl. in dero geehrten Schreiben mir von dero ganz besondern Gewogenheit zu geben beliebet. Ew. Hochedl. können glauben, dafs ich Ihnen davor sehr verbunden bin, und den Beyfall eines so vortreflichen Mannes vor eine Ehre schätze, die ich nicht verdiene. Urtheilen Ew. Hochedl. daraus, wie sehr ich durch das gar zu grofse Lob, so dieselben mir und meinen Schriften beygeleget, beschämet worden. Zwar kan ich nicht leugnen, es thut mir und meines gleichen ungemein sanfte von Männern ihrer Art gelobet zu werden: Aber ich weifs auch, dafs es uns nicht gesund ist. Wir laufen Gefahr dadurch stoltz zu werden und Ew. Hochedl. thun also ein Werck der Liebe, wenn sie ins künftige mäfsiger von mir halten, und aus denen Kleinigkeiten, die ich um meiner Sünde willen herausgegeben, nicht mehr Wercks machen, als sie verdienen.

Der Antrag, einen deutschen Spectator abzugeben, welchen Ew. Hochedl. mir zu thun beliebet, halte ich vor eine Versuchung, der ich mit allen Kräften widerstehen würde, wenn mich gleich meine Umstände nicht vorhinderten, demselben Gehör zu geben. Ist es möglich, dass Ew. Hochedl. glauben können ich sey fähig etwas zur Verbesserung des Geschmackes beyzutragen, da Ew. Hochedl. durch ihre Lehren und durch ihr Exempel nicht verhindern können, dafs ein Professor der Wohlredenheit wider den Cicero schreibt?

Indessen bin ich Ew. Hochedl. vor die gute Meinung, so dieselben von meiner Fähigkeit haben, sehr verbunden. Ew. Hochedl. werden mich aber ihnen noch höher verpflichten, wenn Sie mir die Ehre thun zu glauben, dafs ich ihre Verdienste aufrichtig verehre, dero Freundschaft und Gewogenheit besonders hoch schätze, und nichts mehr wünsche, als Gelegenheit zu haben Ew. Hochedl. in der That zu zeigen, mit wie vieler Hochachtung und Ergebenheit ich sey

Ew. Hochedl.

M. H. Professors

gehorsamster Diener

Liscow.

Hamburg, den 28. Januar 1735.

---

[1] Mit kleinen Abweichungen bereits gedruckt bei Danzel S. 235.



Druck von J. F. Richter, Hamburg.

